

COMPACT Geschichte

MAGAZIN FÜR SOUVERÄNITÄT

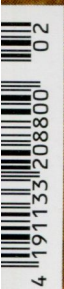
COMPACT-Geschichte Nr. 2 | 8,80 EUR (D) · compact-online.de



Jan von Flocken

Deutsche Helden

Unser Vermächtnis aus 2000 Jahren



**Lesen Sie, was
andere nicht
schreiben dürfen!**

Mut zur Wahrheit
COMPACT C

Jeden Monat neu!

Für alle, die Mut zur Wahrheit haben, ist COMPACT das scharfe Schwert gegen die Propaganda der Gleichschaltung.

- Ein Meilenstein für Meinungsfreiheit
- Ohne Dogmen und Denkverbote
- Ehrlicher Journalismus in Zeiten der Lüge

Herzlich Willkommen in der aufrechten Haltung.
COMPACT. Das Magazin für Souveränität.
Am guten Kiosk, im Internet oder gleich im Abo.

compact-online.de



Mut zur Wahrheit **COMPACT C**
MAGAZIN FÜR SOUVERÄNITÄT

5 Bloß keine Helden!

Vorwort

6 Bezwingen der Legionen

Arminius vereinte die Germanenstämme und fügte den Römern eine vernichtende Niederlage zu. Die Imperatoren mussten sich hinter den Limes zurückziehen.

11 Der letzte Titan des Imperiums

Stilicho war der Einzige, der den Untergang Roms hätte verhindern können. Doch das Imperium war schon zu dekadent, um seinen Genius zu würdigen.

16 Der erste Kaiser des Heiligen Reiches

Otto der Große gilt als Urvater Deutschlands. Als Heerführer wie als Kulturschöpfer begeisterte er die Fürsten und das Volk.

22 Der Vater, der Feldherr, der Volksheld

Eberhard der Rauschebart griff in einer Zeit der Gesetzlosigkeit entschlossen gegen die habgierigen Eliten durch und vereinte die Schwaben.

27 Das Schwert der Ordensritter

Heinrich von Plauen übernahm im Angesicht einer übermächtigen Bedrohung die Verteidigung des Deutschritterordens und sicherte die Festung Marienburg.

32 Beherrscher der Meere

Paul Beneke steht zu Unrecht im Schatten von Klaus Störtebeker: Der mutige Seemann war kein Pirat auf eigene Rechnung, sondern kämpfte für die Hanse.

37 Vater der Landsknechte

Georg von Frundsberg war einer der großen Ritter des Mittelalters – Vorbild für seine Männer in Zucht und Disziplin, als Kommandeur und im Zweikampf unübertroffen.

43 Der Schrecken der Türken

Ernst Rüdiger von Starhemberg ist der unvergessene Verteidiger von Wien. Ohne seinen Kampfgeist und Weitblick hätte die Hauptstadt der Habsburger nicht überlebt.

49 Der edle Ritter

Prinz Eugen von Savoyen war ein Schlachtengott, ein militärisches Genie und ein geopolitischer Stratege. Er jagte die Osmanen weit hinter ihre Grenzen zurück.

55 Held der Kavallerie

Friedrich Wilhelm von Seydlitz kann als Idealbild des preußischen Offiziers gelten: Seine Siege gründeten nicht auf Kadavergehorsam, sondern auf Eigeninitiative.

60 Zwei Engel für die Freiheit

Eleonore Prochaska und Johanna Stegen stehen stellvertretend für die tapferen Frauen, die sich an den Befreiungskriegen gegen Napoleon beteiligten.

65 Der Schanzensprenger

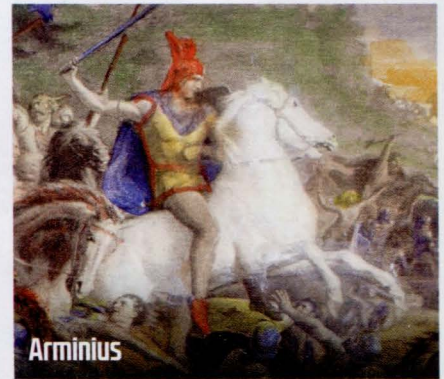
Carl Klinka war der Soldat, der einen ganzen Krieg entschied: Im entscheidenden Moment warf er sich als menschliche Bombe gegen die feindliche Stellung.

70 Der Rote Baron

Manfred von Richthofen verbreitete als Flieger im Ersten Weltkrieg Furcht und Schrecken an allen Fronten: Keiner beherrschte die Maschine so wie er.

76 Der Wüstenfuchs

Erwin Rommel revolutionierte den Einsatz der Panzerwaffe und eroberte dadurch Nordafrika. Auch die Briten zollten ihm und seiner Ritterlichkeit Respekt.



Arminius



Otto der Große



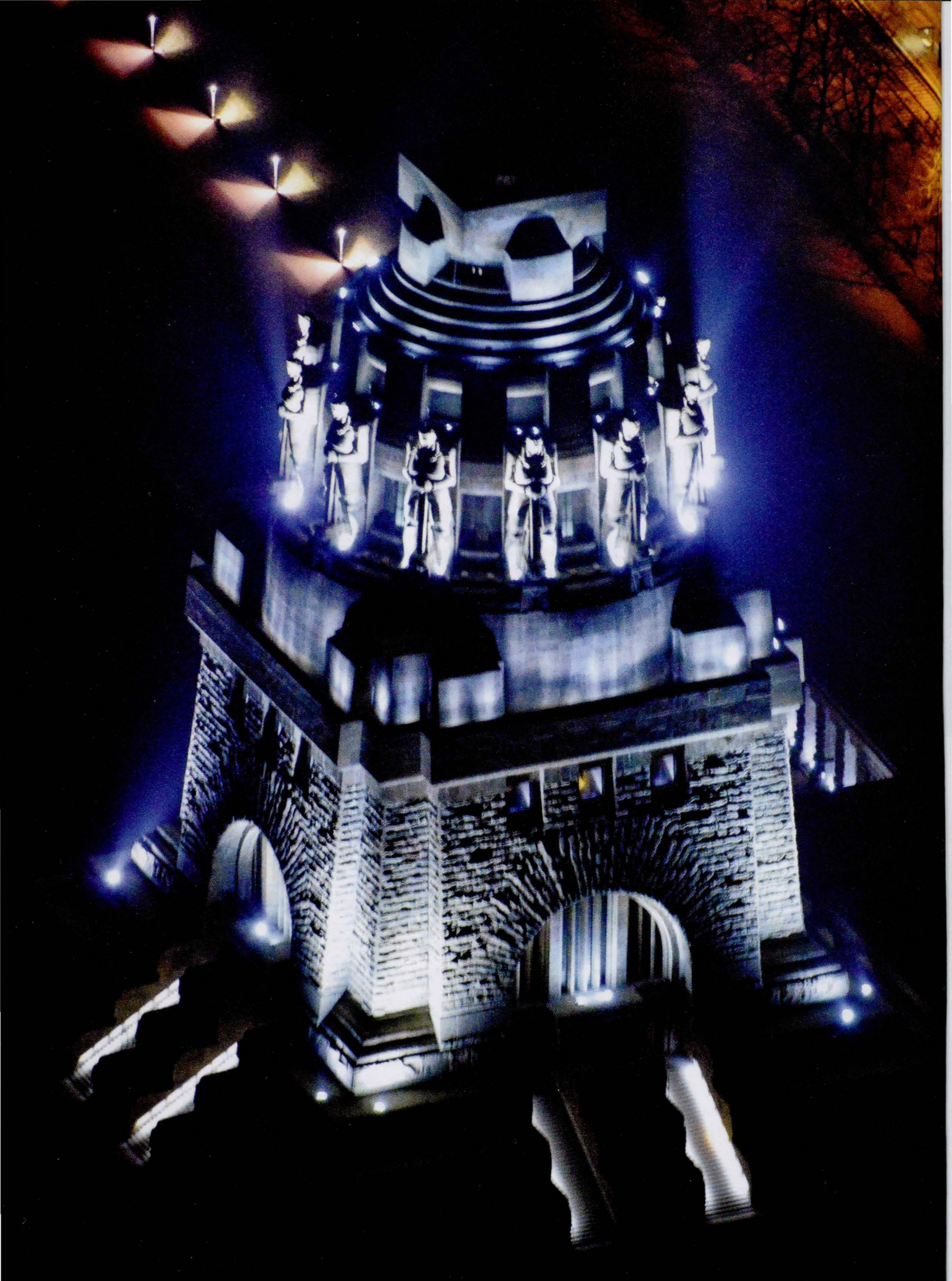
Georg von Frundsberg



Friedrich Wilhelm von Seydlitz



Manfred von Richthofen



Bloß keine Helden!

_ von Jan von Flocken

Schlappschwänzige Politiker brauchen dringend feige Untertanen. Wer hierzulande «den Helden spielt», gerät schnell unter Generalverdacht. Vor 200 Jahren hielt man es ähnlich – bis in den Befreiungskriegen wieder wahre Helden benötigt wurden.

Wenn Einwohner unseres Landes sich gelegentlich gegen Taschendiebe, Einbrecher, U-Bahn-Schläger, Frauenbegrapscher oder ähnliches Gelichter auch nur wehren, dann versperren Politik und Polizei ihnen jedwede Rechtfertigung. «Bloß nicht den Helden spielen!», tönt ihre eindringliche Warnung. Ohne auch nur ansatzweise zu erklären, wie man denn als Held agieren und ihn nicht nur spielen könne, werden hier individuelle Feigheit und kollektive Tatenlosigkeit zu verbindlichen bürgerlichen Tugenden erhoben.

Ein Staat, der mehr als 25.000 Polizisten benötigt, um in Hamburg beim G-20 Gipfel eine Rote randalierender Politikrimineller aus sicherem Abstand zu beobachten, sollte freilich mit Heldentum nicht hausieren gehen. Schlappschwänze sind gefragt – in den Parteien, der Justiz, den Ordnungsämtern, Generalstäben und Behörden. Wer heute an Helden oder Heldentum erinnert, dem ergeht es so wie den vor Napoleons Gewaltherrschaft kuschenden Deutschen 200 Jahre zuvor. Jener Epoche, als der schwäbische Dichter Ludwig Uhland ironisch notierte:

«Wo rüstig Heldenleben
Längst auf Beschwörung lauscht –
Da trippelt man vorüber
Und schauert, wenn es rauscht.»

Sollte man den deutschen Jammerlappen daran erinnern, dass einst in unserem Vaterland Helden (ebenso hin und wieder Heldinnen) ihr Wesen trieben? Gestalten, die auch ohne Zustimmung ihrer Parteifraktion Leben, Ehre, Blut und Gut für das Gemeinwesen einsetzten. Muss man Bescheid wissen über Menschen, die unter Hintanstellung persönlichen Glücks und individuellen Nutzens ihr Leben für eine Sache oder für die Gemeinschaft einsetzten und manchmal sogar opferten?

Schließlich leben wir in einem vehement heldenfeindlichen Milieu. «Eine überalterte, feminisierte, wehleidige, von historischen Schuldgefühlen gesteuerte Gesellschaft bekämpft robuste Männlichkeit mit halb priesterlichem, halb irrenärztlichem Gestus.» So das Verdikt des Autors Michael Klonovsky in seinem Abgesang auf den Helden. «Angst» ist einer der wenigen deutschen Begriffe, die Eingang in den Wortschatz der Angelsachsen Europas und



Amerikas fanden. Konnte Otto von Bismarck noch voller Überzeugung verkünden: «Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf dieser Welt», so vermitteln Politik und Medien heute: «Wir schon länger hier Lebenden fürchten außer Gott so ziemlich alles in der Welt.»

Nationalhelden wie etwa in Spanien El Cid, in Polen Jan Sobieski, in Frankreich Jeanne d'Arc, Wilhelm von Oranien in den Niederlanden, Wilhelm Tell in der Schweiz, Alexander Newski in Russland oder Simon Bolivar in Venezuela sind hierzulande völlig ausgeschlossen. Selbst Trainer Löws Ballartisten dürfen sich nicht mehr Nationalmannschaft nennen, denn ebenso wie der Held ist die Nation des Teufels.

Trotz alledem! Was der Staat und seine besoldeten Helfershelfer an Schulen, Universitäten, Instituten, Medien etc. seit Jahrzehnten exekutieren: das Verschwinden unserer von Helden maßgeblich geprägten Vergangenheit im ewigen Orkus des Totschweigens – es soll ihnen nicht gelingen.

«Unglücklich das Land, das Helden nötig hat», postulierte einst der kommunistische Literat Bertolt Brecht. Aber um wie viel jämmerlicher ist es um ein Land bestellt, das seine Helden nicht mehr kennen will. ■

Ludwig Uhland (1787–1862):
Der liberale Freiheitspoet beschwor
deutsches Heldenleben. Ölgemälde
(1818) von Gottlob Wilhelm Morff
(1771–1857). Bild: bpk

«Wir Deutschen
fürchten Gott und
sonst nichts auf
dieser Welt.»



Bezwinger der Legionen

_ Arminius (um 17 v. Chr.–21 n. Chr.)

«Als die Römer frech geworden», da zogen sie tatsächlich nach Deutschlands Norden, um den Germanen ihre unwillkommene Zivilisation aufzudrängen. Im Teutoburger Wald präsentierten unsere Vorfahren ihnen die blutige Rechnung.

Hermann hieß er ganz sicher nicht. Dieser Vorname kam in Deutschland erst während des 11. Jahrhunderts auf. Arminius passt auch nicht. Es handelt sich um keinen germanischen, sondern um einen klassischen römischen Familiennamen. So kommt es, dass wir von unserem ersten Helden nur den fremdländischen Namen kennen. Weil aber Fremdbestimmung sich bis heute wie ein Schicksalsfaden durch die deutsche Geschichte webt, sollten wir uns darüber nicht weiter wundern.

Geboren wurde Arminius 18 oder 17 v. Chr. als Sohn des Fürsten Sigimer vom Stamm der Cherusker, die im Gebiet der oberen Weser im östlichen Westfalen bis zur Elbe siedelten. Wobei man sich unter einem germanischen Fürsten nicht einen großmäch-

tigen Herrscher über tausende Untertanen vorstellen muss, sondern eher einen reichen Großbauern, der seinen relativ einfachen Hausstand leitet. Sigimer war ein Anhänger der Römer, die schon zu Caesars Zeiten die Germanenstämme rechts und links des Rheins zu kolonisieren versuchten. Die antiken Römer hielten ihre Lebensweise tatsächlich für alternativlos. Der Gedanke, es könne Menschen, Völker oder Religionen geben, welche ihre viel gepriesenen Werte ablehnten, erschien ihnen ebenso abstrus wie heute den Politikern des Westens. Wer diese Werte nicht wollte, dem wurden sie – notfalls unter Anwendung militärischer Gewalt – aufgezwungen.

Da man unter diesen Voraussetzungen ein gesundes Misstrauen gegenüber der Loyalität vieler Germanen hegte, mussten die meisten Führer regelmäßig Geiseln aus ihrer Familie stellen, die nach Rom ausgeliefert wurden. Arminius teilte dieses Schicksal im Herbst 4 v. Chr. gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder, von dem wir auch nur seinen römischen Namen kennen: Flavus (der Blonde).

Von den Römern
lernen, heißt siegen
lernen.



Unter Führung von Arminius fügten Germaniens vereinte Stämme den Römern eine furchtbare Niederlage zu. Kolorierter Holzstich (1855) von Hermann Plüddemann (1809–1868).
Bild: picture alliance / akg-images

Die Söhne auswärtiger Fürsten dienten regelmäßig in den Legionen als Angehörige der sogenannten Auxiliaren (Hilfstruppen). Arminius wurde Führer eines Verbandes der Auxiliaren und machte den Feldzug in Pannonien 6 bis 7 n. Chr. (heute Ungarn) mit. Von den Römern lernen, heißt siegen lernen, dürfte die kluge Devise des Cheruskers gelautet haben. Ein Zeitgenosse, dem Arminius mit großer Wahrscheinlichkeit persönlich begegnete, der Offizier und Schriftsteller Velleius Paterculus, schilderte den Germanen als einen «Mann, dem das Feuer der Seele aus Antlitz und Augen leuchtete» und der (typisch römische Überheblichkeit) «mit einer bei Barbaren ungewöhnlichen Entschlossenheit handelte».

Arminius erwarb schließlich das römische Bürgerrecht, stieg zum Rang eines «eques» (Ritter) auf und erlernte die lateinische Sprache fließend. Er studierte das Militärwesen des künftigen Feindes, erkannte Stärken und Schwächen der Legionen. Denn anders als sein Bruder Flavus, der völlig zum

Römer assimilierte und im Kampf für das Reich ein Auge einbüßte, war Arminius ein Mann der Tat und des Gedankens. Am Rhein hatte Rom von ihm verlangt, germanische Dörfer niederzubrennen, Männer abzuschlachten, Frauen zu vergewaltigen und Kinder in die Sklaverei zu verschleppen. Das hatte wohl einen Sinneswandel bei ihm bewirkt.

Im Jahre 7 n. Chr. kehrte Arminius ins Stammesgebiet der Cherusker zurück. Es muss ihn ein profunder Hass gegen die römische Großmacht getrieben haben. Ebenso die Liebe zu der jungen Thusnelda, Tochter des Cheruskerfürsten Sigigast (die Römer nannten in Segestes). Der war jedoch strikt gegen die Verbindung mit der konkurrierenden Familie des Sigimer. Thusnelda wurde im väterlichen Haus wie eine Gefangene behandelt, und Arminius widmete sich nun der Politik.

Rom verlangte von Arminius, germanische Dörfer niederzubrennen.

Im Jahr seiner Rückkehr war Publius Quinctilius Varus Statthalter (Legatus) von Germanien geworden. Der 53-Jährige, ein ausgesprochen widerwärtiger Patron, der schon als Statthalter von Syrien sich als ebenso brutal (u.a. ließ er 2.000 Aufständische ans Kreuz nageln) wie raffgierig erwiesen hatte, machte in seiner neuen Provinz so ziemlich alles verkehrt. Da er mit dem Kaiserhaus vielfach verwandt und verschwägert war, glaubte er, sich alles erlauben zu dürfen. Ein Schwarm von römischen Beamten, Schreibern, Rechtsanwälten, Wucherern



«Deutsche Einigkeit – Deutschlands Macht!» – Postkarte von 1909 mit dem Hermannsdenkmal. Bild: Public domain, Wikimedia Commons

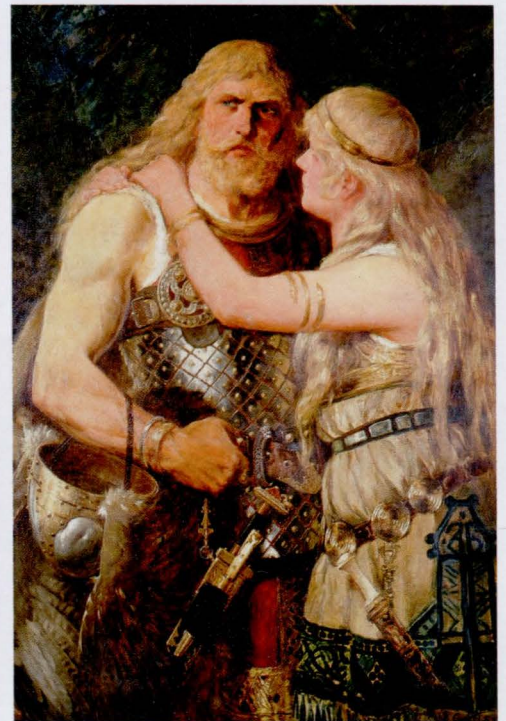
Das 1875 errichtete Hermannsdenkmal südwestlich von Detmold erinnert an die Schlacht im Teutoburger Wald. Foto: BeneFoto, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons





Bild links: Vor dem entscheidenden Kampf holte sich Arminius geistlichen Beistand von einer Seherin. Holzstich nach Zeichnung (1890) von Ferdinand Leeke (1859–1923).
Bild: picture alliance / akg-images

Bild rechts: Der Künstler Johannes Gehrts (1855–1921) schuf 1884 das Gemälde mit dem Titel Armin verabschiedet sich von Thusnelda. Beide verband eine tiefe aber unglückliche Liebe. Bild: Public domain, Wikimedia Commons



und Steuereintreibern nistete sich ein und beutete die Unerfahrenheit eines arglosen Volkes nach Kräften aus. Das den Germanen völlig fremde römische Recht wurde dem Land übergestülpt.

Varus verschärfte vor allem den Steuerdruck und verlangte immense Geldsummen. Doch fast alle Germanen waren Selbstversorger. Ihre Bauernhöfe warfen kaum Überschüsse ab. So konnten viele Familienväter die Steuern nicht bezahlen, wurden deshalb ausgepeitscht oder sogar mit dem Tode bestraft. Auf Dauer durfte man so etwas mit der Heimat zäher, kampferprobter Krieger nicht machen. «Auch hatten sie nicht die Sitten ihrer Väter, ihre angeborene Wesensart, ihre unabhängige Lebensweise und die Macht ihrer Waffen vergessen», berichtet der römische Historiker Cassius Dio.

Das römische Recht wurde den Germanen übergestülpt.

Ein Aufstand braute sich zusammen – und seine Seele wurde Arminius. Er verfügte offenbar über ein unglaubliches Charisma und glänzende Beredsamkeit. Die Germanenstämme waren seit Jahrzehnten notorisch zerstritten, insbesondere, was ihr Verhältnis zu Rom betraf. Da grenzte es fast an ein Wunder, dass es dem jungen Cherusker gelang, seinen Stamm zu verbünden mit anderen wie den Chatten an Lahn und Fulda, den Bruktern an der Ems, Marsern an der Lippe, Angrivariern zwischen Weser und Aller sowie den Usipetern am Niederrhein. Zimperlich ging man dabei nicht zu Werke. Stammesfürs-

ten, die ihre Mitwirkung verweigerten, wurden kurzerhand geköpft und den Römern als entlarvte Verräter präsentiert – eine perfekte Tarnung.

Statthalter Varus ahnte von diesen Vorgängen nichts. Arminius fungierte sogar als sein Militärberater – schließlich sah man in ihm ja den gut erzogenen Neu-Römer. Im Frühsommer des Jahres 9 n. Chr. zog Varus mit drei Legionen, der XVII., XVIII. und XIX., von dem Kastell Vetera (Xanten) entlang der Lippe zur Weser in ein befestigtes Sommerlager, um hier die römischen Machtansprüche zu demonstrieren. Zwei weitere Legionen blieben in Mogontiacum (Mainz) zurück. Für den Rückweg wählte Varus im Herbst des Jahres eine andere Strecke, denn Arminius und sein Vater Sigimer hatten ihm eingeredet, dass südlich des Teutoburger Waldes ein Aufstand niederzuschlagen wäre.

Die Streitmacht des Varus betrug mehr als 20.000 Mann, davon 16.000 Legionäre, 3.600 Hilfstrophen und 1.400 Kavalleristen. Normalerweise hätte der Zug bis zum nächsten römischen Stützpunkt Aliso (Haltern) in Westfalen fünf bis sechs Tagesmärsche benötigt. Doch nun quälte sich die Kolonne durch eine Gegend, die durch unübersichtliche Waldgebiete, Sümpfe und Moorböden geprägt war. Ein Tross von mehr als 4.000 Reit-, Zug- und Tragetieren verlangsamte das Tempo, und bald erstreckte sich der Heereswurm über 15 bis 20 Kilometer Länge. Kaum eine der Centurien (Kompanien) war mehr komplett, eine geschlossene Formation konnte nicht mehr aufrechterhalten werden.

In dieser misslichen Situation gelangte die Truppe des Varus in ein Gelände, dessen exakte Lokalisierung

rung bis heute nicht endgültig geklärt ist. Summarisch wird es als «Teutoburger Wald» bezeichnet. Wobei neuere archäologische Forschungen das Gebiet von Kalkriese am Wiehengebirge im Osnabrücker Land zum Favoriten machen. Wie dem auch sei, die Römer gerieten auf ein äußerst gefährliches Terrain. Die Männer des Arminius hatten links des feindlichen Marschweges einen drei Kilometer langen Erdwall im Wald getarnt angelegt; auf der anderen Seite erstreckten sich als einziges Ausweichgebiet riesige Sümpfe. Nun verband der Cherusker eine Guerillataktik mit der Kraft und Präzision römischer Angriffsformationen. Seinen Mitstreitern hielt Arminius eine flammende Ansprache, dann schlugen die Germanen los.

Als die Niederlage nicht mehr abzuwenden war, beging Varus Selbstmord.

Drei Tage dauerte die Schlacht. Am ersten und dritten Tag tobten heftige Stürme und Regenfälle. Immer wieder stürzten sich die Germanen auf zunehmend orientierungslose Römer – und dies auf einem Gelände, das deren sämtlichen militäri-

schen Vorteile wie geschlossene Abwehrformationen zunichtemachte. Die Möglichkeiten der Legionäre, sich zu wehren, wurden immer geringer. Als die Niederlage nicht mehr abzuwenden war, ergriff Varus sein Schwert und erstach sich selbst. Denn in germanischer Kriegsgefangenschaft wären ihm Folter und Tod gewiss gewesen.

«Da siegt germanischer Heldenmut,
Und Roms Gestirne erleichen;
Der gefall'nen Tyrannen rieselndes Blut
Tränkt Teutoburgs heilige Eichen.
Blutig rot grinst der Tod
Auf die Trümmer der Legionen.
Dahingerafft ist Romas Kraft
Durch das mordende Schwert der Teutonen»,
schrieb Otto Weber in seinem Gedicht «Die Hermannsschlacht».

Die Vernichtung von drei Legionen, nahezu ein Fünftel der Gesamtstreitkräfte des Römischen Reiches, sorgte für ungeheures Aufsehen. Kaiser Augustus jammerte in seinem Palast um den Verlust – nicht zuletzt auch an Prestige des stets siegreichen Roms. Als Symbol schlimmster Schmach waren ja auch die drei Legionsadler, das geheiligte Feldzeichen, in feindliche Hände gefallen. Augustus sandte nun seinen bewährtesten Feldherren über den Rhein: Nero Claudius, besser bekannt



Münze mit dem Porträt des römischen Statthalters und Feldherrn Quintilius Varus. Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Die römischen Legionen wurden vom Ansturm der Germanen völlig überrumpelt. Aquarell (1870) von Johann Peter Theodor Janssen (1844–1908). Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Das ewige Rom

Das Römische Reich war über 1.000 Jahre lang die beherrschende Macht im Mittelmeerraum und in Europa. Anfänglich auf die «Ewige Stadt» und die umliegende Region beschränkt, beherrschte der ursprünglich (753 bis 509 v. Chr.) als Königtum formierte Staat bald ganz Italien. Nach Gründung der Republik siegten die Legionen in den Punischen Kriegen (264 bis 146 v. Chr.) über den nordafrikanischen Rivalen Karthago. Die Ermordung Caesars (44 v. Chr.) markierte den Übergang zur Alleinherrschaft eines Kaisers. In das «goldene Zeitalter» von Augustus fallen Christi Geburt und die siegreichen Aufstände der von Arminius geführten Germanen. Um 117 n. Chr. hatte das Imperium seine größte Ausdehnung, es gebot von Schottland im Norden bis nach Ägypten im Süden, von der iberischen Halbinsel im Westen bis nach Persien im Osten. Im 4. Jahrhundert setzte ein rascher Niedergang ein. Nach der Eroberung Roms durch die Westgoten (410) und die Vandalen (455) konnte nur das Oströmische Reich mit der Hauptstadt Byzanz seine Existenz sichern – allerdings noch beinahe 1.000 Jahre bis zur Eroberung durch die Türken 1456.

unter seinem hochtrabenden Beinamen «Germanicus» (Germanenbesieger). «Rache für Varus!» lautete der Kampfruf der Legionen, die in den Jahren 14 bis 16 nach Germanien zogen. Doch Arminius setzte ihnen sein Heer aus immer noch vereinten Stämmen entgegen. In der Schlacht bei Idistaviso nahe Minden erlitten die Römer im Sommer 16 so empfindliche Verluste, dass sie sich für immer hinter den Rhein zurückzogen und hier bald den Grenzwall Limes errichteten. Der seit 14 regierende Kaiser Tiberius hielt es für klüger, auf Defensive gegen den unbesiegbar scheinenden Arminius zu setzen.

«Rache für Varus!» lautete der Kampfruf der römischen Legionen.

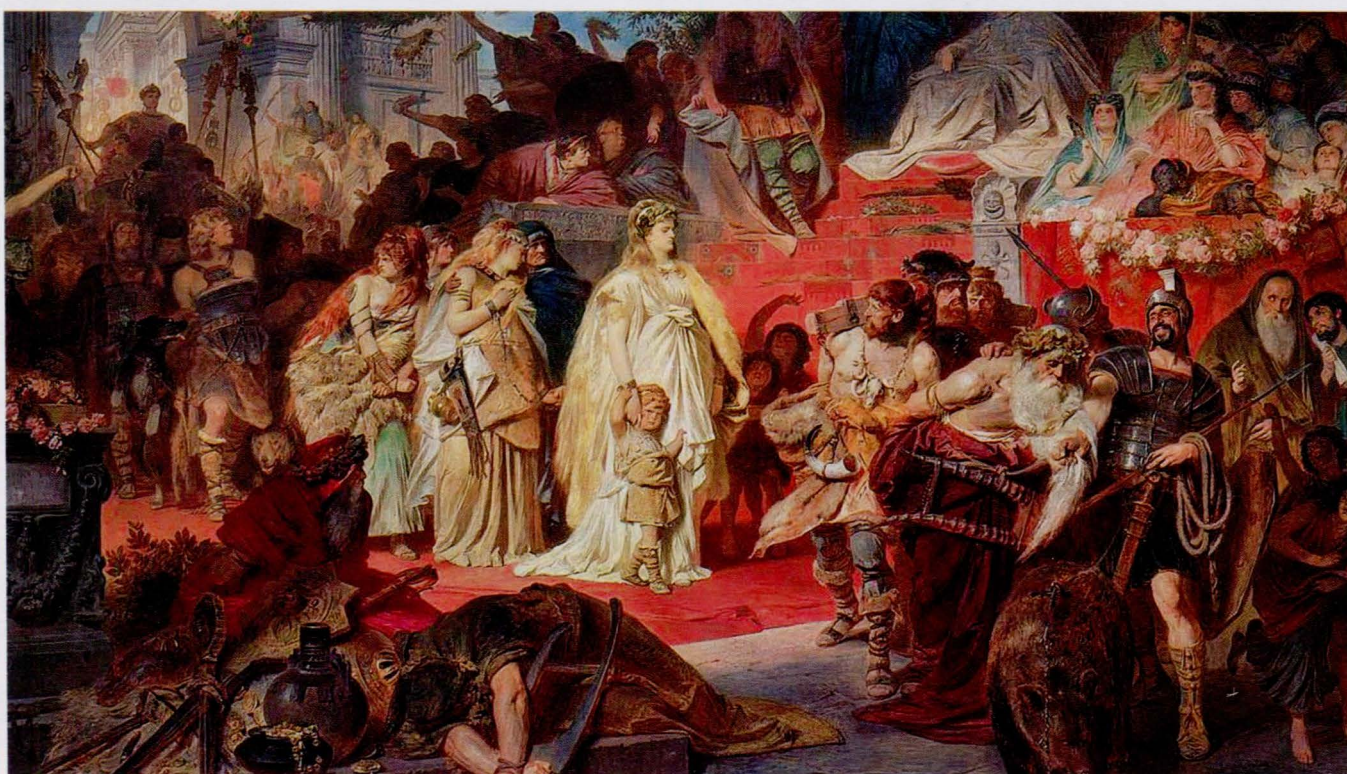
Freilich durften die stolzen Römer das niemals zugeben. Einen spärlichen Erfolg hatten sie immerhin zu verzeichnen: Thusnelda. Sie war von Arminius aus der Haft ihres Vaters entführt worden, und beide heirateten. Doch der beleidigte Segestes rächte sich und lieferte seine schwangere Tochter den Römern aus. Am 26. Mai 17 wurden Thusnelda und ihr kleiner Sohn Thumelicus in einem Triumphzug, der zu Ehren des Germanicus in Rom stattfand, als Trophäen mitgeführt. Ihr elender Vater Segestes, der vom Kaiser einen komfortablen Wohnsitz auf dem linken Rheinufer erhalten hatte, wohnte diesem jammervollen Schauspiel als Ehrengast bei.

Thusnelda wurde begafft und bewundert von den Römern – eine so hochgewachsene blonde Frau bekamen die Herren vom Tiber nur selten zu Gesicht. Überhaupt sollten die Söhne der Roma mit den Germanen in den folgenden Jahrhunderten noch manch bestürzende Erfahrungen machen.

Arminius durfte im Jahre 17 voller Stolz feststellen, dass die Römer seine Heimat verlassen hatten. Keiner der von ihm geführten Stämme hatte die von Germanicus geforderte «deditio» (Unterwerfung) vollzogen. Nur der Markomannenfürst Marbod, dessen Stamm im heutigen Böhmen siedelte, biederte sich bei den Römern an und intrigierte gegen Arminius. Der besiegte Marbod in einer Schlacht südlich vom heutigen Dresden und vertrieb ihn nach Italien, wo er im Kerker starb. Manchen Gefolgsleuten und Verwandten wurde Arminius aber zu mächtig. Insbesondere sein eifersüchtiger Onkel Ingwiomar tat sich unrühmlich hervor.

Wer die Ermordung des Arminius auf welche Weise betrieb, wissen wir nicht. Die Quellen sprechen summarisch von «Verwandten». Tacitus berichtete, er starb «im zwölften Jahr seiner Macht». Wenn sich das auf die Schlacht im Teutoburger Wald bezieht, so müsste es im Jahre 21 n. Chr. gewesen sein. Das genaue Datum wie auch seinen Namen nahm der große Cherusker als Geheimnis mit ins Grab. ■

Arminius' Gemahlin Thusnelda wird mit ihrem Sohn in einem Triumphzug durch Rom zur Schau gestellt. Ölgemälde (1873) von Karl Theodor von Piloty (1826–1886). Bild: Public domain, Wikimedia Commons





Der letzte Titan des Imperiums

_ Stilicho (um 359–408)

Offene Grenzen, Wirtschaftskrise und verantwortungslose, feige Politiker brachten das römische Imperium bis kurz vor den totalen Ruin. Ein Mann stemmte sich mit aller Kraft dagegen – halb Vandal und halb Römer.

«Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust», lässt Goethe seinen Helden Faust klagen. Und dieser Seufzer könnte auch als Devise für das Leben Stilichos stehen. Seine Mutter war Römerin, der Vater Vandal. Dieser Germanenstamm leidet bis heute unter einem miserablen Ruf. «Vandalismus» steht für mutwillige Zerstörung bis zur blindwütigen Vernichtung. Nun haben die Vandalen zwar 455 n. Chr. Rom erobert, benahmen sich dort aber weder grausamer noch gewalttätiger als vor ihnen die Gallier und danach die Byzantiner oder Spanier. Es war übrigens ein französischer Bischof, den 1794 das Wüten des Pariser Revolutionspöbels dermaßen entsetzte, dass er es als «vandalisme» bezeichnete. Tatsächlich waren die Vandalen aber ein intelligenter Volksschlag, dem als einzigem der Sprung über das Mittelmeer gelang und der in Nordafrika einen blühenden Kulturstaat schuf. Warum der Abbé Grégoire ausgerechnet die Vandalen so brandmarkte – vielleicht hatte er ja ein Buch darüber gelesen.

Das Römische Weltreich schnaufte Ende des 4. Jahrhunderts seine letzten Atemzüge. Unverschuldet war das keineswegs. Während einer umfassenden Wirtschaftskrise wurden seine Grenzen immer heftiger von den Stämmen der sogenannten Völkerwanderung bedrängt. Nach anfänglich eher passivem Widerstand (Stichwort Limes) hatten sich Staatsführung und Militär innerlich längst aufgegeben. Man reagierte auf den wachsenden Druck von außen mit einer Politik der offenen Grenzen. Und mittels einer geradezu selbstmörderischen Willkommenskultur wurden die Fremdlinge auch noch eingeladen: Sie bekamen Geld, Siedlungsrechte, Landzuteilungen und soziale Vergünstigungen, wenn sie denn nur halbwegs friedlich blieben.

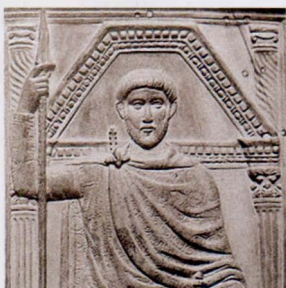
Das ging solange mehr schlecht als recht, bis nachdrängende Invasoren sich die Frage stellten, warum sie erst auf eine freundliche Einladung aus Rom warten sollten, wo man doch straf- und

Roms Niedergang wurde von Germanenstämmen eingeleitet. Die Hauptstadt fiel im Jahre 410. Das Gemälde zeigt den Einmarsch des Westgotenkönigs Alarich in die Stadt. Holzstich nach Gemälde (1886) von Wilhelm von Lindenschmit (1829–1895). Bild: picture alliance / Judaica-Sammlung Richter

Die Vandalen schufen einen blühenden Kulturstaat.



Am Tiber spielten sich Anfang des 5. Jahrhunderts im Gefolge der Völkerwanderung dramatische Szenen ab. Gemälde (1836) von Thomas Cole (1801–1848). Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Stilicho war der letzte Rettungsanker des Imperiums. Relieftafel im Dom von Monza, 1932.

Foto: Marsyas, Public domain, Wikimedia Commons

gefahrlos auf fremdes Eigentum mit Gewalt zugreifen konnte. Als die römische Politik endlich merkte, was sie angerichtet hatte, war es zu spät. Im Jahre 378 wurden die Legionen des Reiches unter Kaiser Valens von einem Gotenheer bei Adrianopel auf dem Balkan vernichtend geschlagen. Der Imperator fiel im Kampf, und seinen Nachfolgern blieb nicht mehr übrig, als die Trümmer aufzuklauben. Einer von ihnen war Theodosius, den manche Geschichtsschreiber den Großen nennen, weil er das Christentum zur Staatsreligion erklärte.

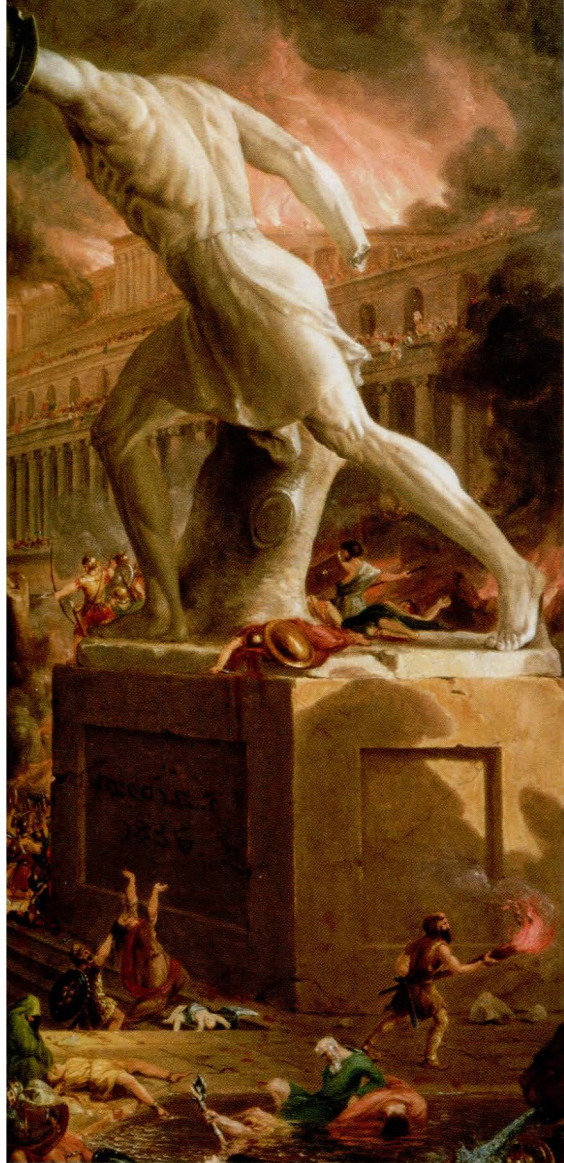
Rom reagierte auf die Völkerwanderung mit einer Politik der offenen Grenzen.

In seine Zeit fällt das Wirken Stilichos. Er gehörte zu den hervorragendsten «Reichsgermanen», denen das Römische Imperium viel, wenn nicht alles zu verdanken hatte. Und er zählte zu jenen Persönlichkeiten, deren große Fähigkeiten Bewunderung wie Neid gleichermaßen hervorrufen. Stilicho, dessen Vater schon Karriere im römischen Heer gemacht hatte, wurde wahrscheinlich 359 geboren. 26 Jahre

später beförderte Kaiser Theodosius ihn zum Anführer einer berittenen Hilfstruppe. 387 war er bereits Kommandeur der gesamten Reiterei (Magister equitum) und 392 Oberbefehlshaber des weströmischen Heeres (Magister militum).

Gewiss ein früher und beispielloser Aufstieg, den Stilicho aber glänzend rechtfertigte. «Sein Wuchs war groß und majestätisch, sein blitzendes Auge kündete von einer feurigen und geschäftigen Seele und in seinem ganzen Wesen herrschte eine Würde, welche ihm die Achtung seiner Mitmenschen sicherte, noch ehe er sie durch glänzende Taten verdient hatte», urteilt der zeitgenössische Geschichtsschreiber Claudianus. Ein abgehärteter wilder Reiter und zielsicherer Bogenschütze war er, «konnte alle Beschwerden und jedes Klima ertragen».

Als Feldherr schützte Stilicho das Reich des Theodosius wie kein anderer. Als der Frankenfürst Arbogast 393 mit einem riesigen Heer in Norditalien einfiel und den Höfling Eugenius als Marionette zum Kaiser ausrief, trat eine höchst kritische Lage ein. Die Entscheidung fiel Anfang September 394 am Flüsschen Frigidus (heute Vipava/Wippach in Slowenien), wo sich der Pass der Julischen Alpen in die Ebene öffnet. Arbogast hatte eine vorteilhafte Stellung in einem befestigten Feldlager am Ausgang



in dem Naturereignis ein Zeichen für göttliche Parteinahme zugunsten des Kaisers sahen. Eugenius wurde gefangengenommen und hingerichtet. Arbogast entkam und nahm sich zwei Tage später das Leben, als seine Verfolger ihn fast erreicht hatten.

Stilicho stand auf der Höhe seines Ruhmes. Theodosius ernannte ihn zum Konsul und verheiratete ihn mit seiner Nichte Serena. Damit gehörte der Germane zur kaiserlichen Familie, was unter den römischen Höflingen großen Unmut hervorrief. Als Theodosius Anfang 395 überraschend in Mailand starb, änderten sich die Dinge dramatisch. Schon Kaiser Diocletian hatte hundert Jahre zuvor erkannt, dass eine Einzelperson mit der Lenkung des Riesenreiches überfordert war. Daher legte er die Regierungslast auf mehrere Schultern. Bei ihm ging es dabei freilich nach Fähigkeit, nicht nach Herkunft. Theodosius aber besaß zwei Söhne – leider. Arcadius, der Ältere, erhielt als Erbe den Osten mit Konstantinopel. Honorius, der Jüngere, bekam den Westen mit Rom, wobei Stilicho als sein Vormund fungierte. 13 Jahre trug Arcadius das Zepter recht und schlecht. Honorius aber war seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen. Er verkörperte einen Typ, den die Berliner Schnauze als «Flitzpiepe» bezeichnet: unsicher, kindisch, wankelmütig. Man muss ihm zugutehalten, dass er beim Tod des Vaters erst zehn Jahre zählte, mithin abhängig war von Beratern. Bald erlebten Intriganten und Ohrenbläser ihre große Zeit.

des Passes bezogen. Gegen den Rat Stilichos war Theodosius so verrückt, seine Männer gegen dieses Bollwerk anrennen zu lassen. Prompt verlor er am ersten Tag fast 10.000 Männer. Eugenius und seine Entourage feierten schon ihren Sieg. Doch in der Nacht führte Stilicho einen großen Teil seiner Kerntruppe aus der Enge des Tales, überfiel das kaum gesicherte feindliche Lager und ließ dessen hölzerne Türme und Palisaden anzünden. So gewann man Zeit, um eine Schlachtordnung zu beziehen.

Honorius verkörperte einen Typ, den die Berliner Schnauze als «Flitzpiepe» bezeichnet.

Am nächsten Morgen hatte Arbogast sein Heer wieder gesammelt und befahl den Angriff. Jetzt winkte Stilicho das Glück des Tüchtigen. Unerwartet erhob sich aus nordöstlicher Richtung ein gewaltiger Fallwind, «Bora» genannt, und wehte der gegnerischen Truppe große Staubmengen ins Gesicht. Überdies wurde die Durchschlagskraft ihrer Wurfgeschosse dadurch gemindert. Bald wandten die Soldaten sich panikartig zur Flucht, auch weil sie

Ein Kampf um Rom

In den Stürmen der Völkerwanderung konnten germanische Stämme ehemalige Gebiete des Römischen Reiches erobern und eigene Staaten bilden: Die Westgoten in Spanien (418 bis 711), die Ostgoten in Italien (493 bis 553) und die Vandalen in Nordafrika (429 bis 546). Zum populären Chronisten jener Zeit wurde im Ausgang des 19. Jahrhunderts der Historiker und Universalgelehrte Felix Dahn. Auch über Stilicho schrieb er einen Roman. Sein bekanntestes Epos aber ist bis heute *Ein Kampf um Rom*. Es schildert den Untergang der ostgotischen Herrschaft am Tiber – und lässt den Leser über Tage und Nächte nicht los. In den Zeiten der Political Correctness wurde Dahns Werk verschüttet, der Autor gilt heutzutage als «völkisch» – obwohl sein Gotenkönig Teja pechschwarze Haare hatte und dessen Vorgänger Totila eine Römerin zur Frau nahm und Mischehen propagierte. Selbst die linke Edelfeder Jan Philip Reemtsma widerspricht: «Dahn ist keineswegs völkisch gesinnt. Für ihn ist nicht das ethnisch reine Volksganze, sondern der Staat entscheidend (...).»

Honorius' ganze Leidenschaft galt der Geflügelzucht. Als man ihm 410 meldete, Rom sei gefallen, schrie er auf: «Aber sie hat doch vorhin noch aus meiner Hand gefressen!» Seine Liebblingstauhe hieß «Roma», und Honorius zeigte sich sehr erleichtert,

Neidisch und verblendet – der Kaiser ließ Stilicho ermorden. Holzstich eines unbekannten Künstlers.

Bild: picture alliance / akg-images



als er erfuhr, nicht der Vogel sei tot, sondern nur die Hauptstadt erobert. Mag das auch eine hämische Anekdote sein, zeigt sie doch deutlich, für welch Geistes Kind man den Kaiser hielt.

Stilicho hatte für diesen Menschen eine wahre Titanenarbeit zu leisten. Er befriedete zunächst die Rheingrenze. Kurz danach kämpfte er gegen die Westgoten unter ihrem Führer Alarich, die Makedonien und Griechenland verwüsteten. In Nordafrika ließ er einen Aufstand des römischen Statthalters Gildo niederwerfen. Nachdem die Westgoten erneut in Italien eingefallen waren, schlug Stilicho sie in den Schlachten bei Pollentia 403 und

Verona 404. Zwei Jahre später besiegte er bei Fiesole einen germanisch-keltischen Stammesverband, der unter Radagais Italien plünderte. Es gelang ihm sogar, die Westgoten als Verbündete zu gewinnen, was sich nachher als zweischneidiges Schwert erweisen sollte, denn Alarich verlangte für seine Dienste Unsummen.

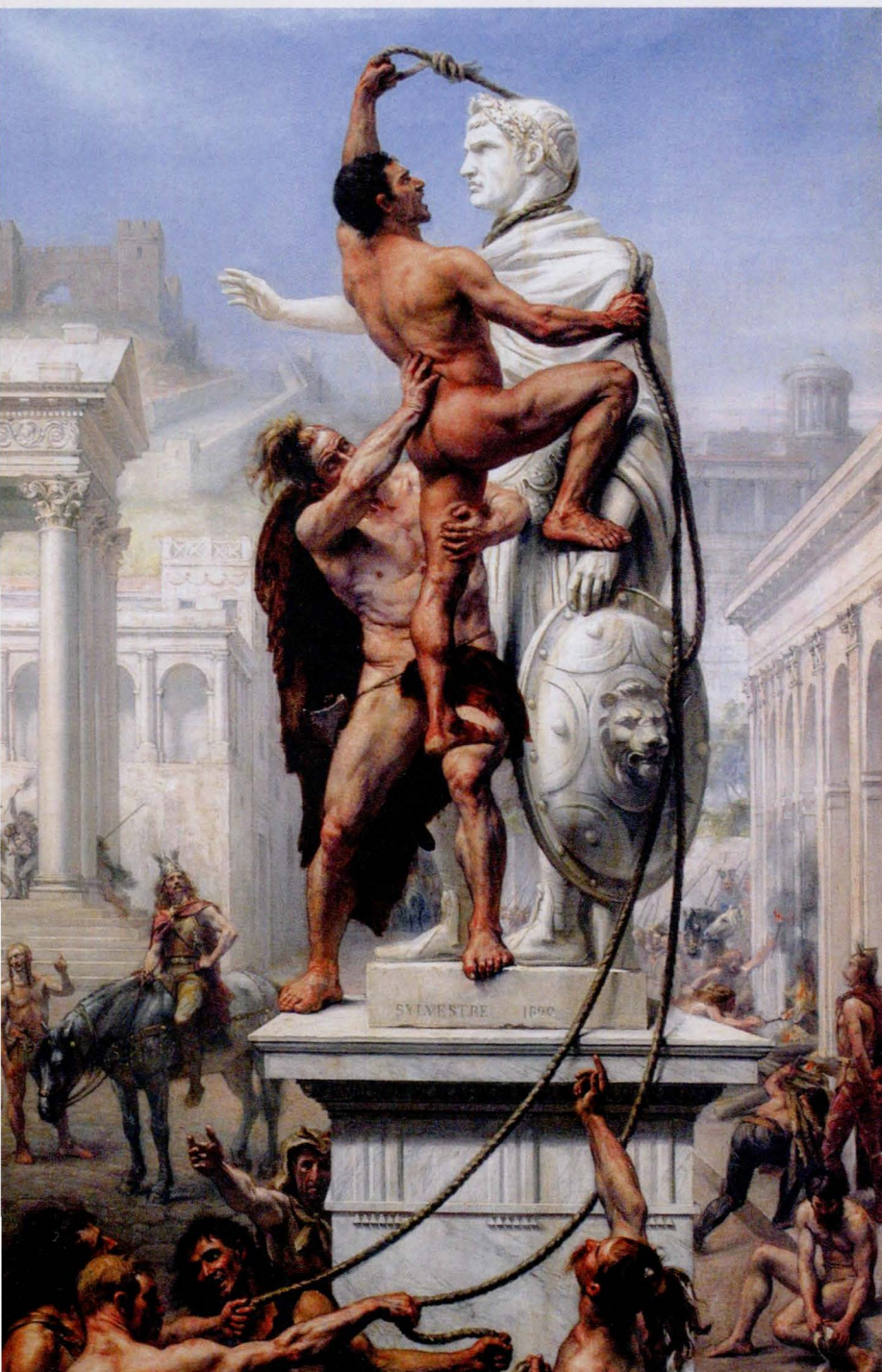
Immer öfter sah sich Stilicho gezwungen, wie ein Vizekaiser zu handeln. Im Jahre 398 verheiratete er seine Tochter Maria mit Honorius; aus der Ehe gingen aber keine Kinder hervor, denn der Kaiser war mit großer Wahrscheinlichkeit impotent. Stilicho veranlasste ihn, mit seinem Hofstaat 402 von der Residenz Mediolanum (Mailand) nach Ravenna zu ziehen, weil diese Stadt inmitten von Sümpfen an der Adria so gut wie uneinnehmbar schien. Honorius ließ zunächst alles geschehen. «Wie ein Kind trieb der Kaiser, der niemals Mann wurde, seine harmlosen Spiele mit Puppen und Federvieh», entüstete sich Claudianus. «Er ahnte nichts von dem furchtbaren Ernst der Zeit, bis ihn die Nachricht vom Anrücken der Barbaren aus seiner Gedankenlosigkeit weckte.»

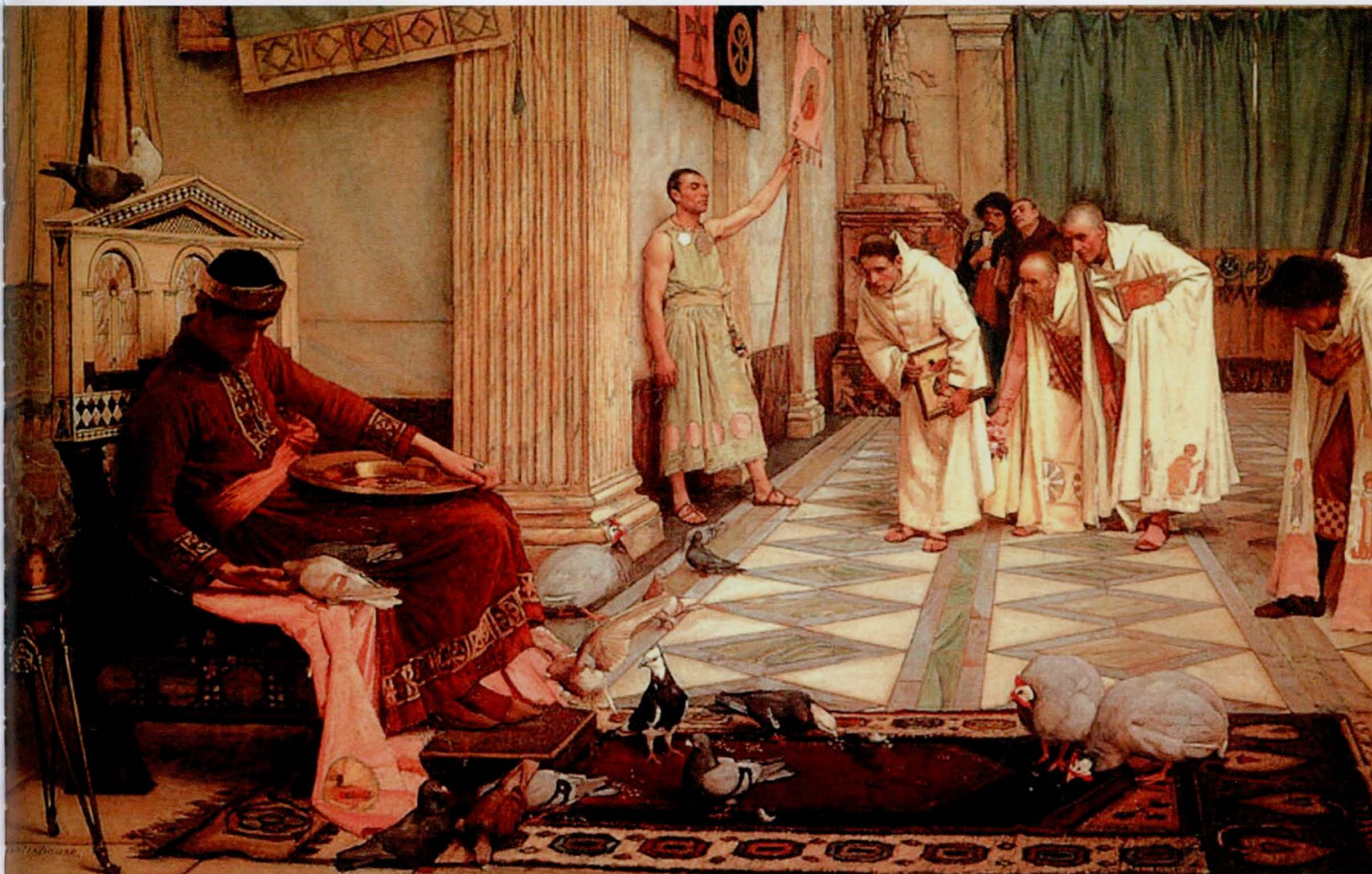
«Wie ein Kind trieb der Kaiser seine harmlosen Spiele mit Puppen und Federvieh.»

Im Frühjahr 408 rückten wieder westgotische Krieger an und verlangten ihre Bezahlung, andernfalls drohten sie mit einem Einmarsch in Italien. Da die Kassen des Reiches fast leer waren, musste Stilicho die fällige Summe von den Senatoren mit Gewalt eintreiben. Das brachte ihm die erbitterte Feindschaft der etablierten Gesellschaftsschicht ein. Der spätantike Historiker Zosimos schreibt: «Die meisten Gegner hatte er am Hofe unter dem Schranzenvolk, dessen Erbärmlichkeit er verachtete.» An ihrer Spitze stand Olympius, der Chefberater (Magister officiorum) des Kaisers. «Er wusste so honigsüß zu reden und seine Laster unter der Maske von Frömmigkeit derart geschickt zu verbergen, dass man ihn für den ergebensten Freund hielt, während er in der Finsternis seiner Seele Gift mischte und Dolche schliiff.» So redete er Honorius ein, Stilicho wolle ihn absetzen und stattdessen seinen Sohn Eucherius zum Kaiser machen. Außerdem seien 13 Jahre Dominanz eines Germanen am römischen Hof mehr als genug.

Nachdem Ostrogoths Kaiser Arcadius Anfang Mai 408 gestorben war und nur einen minderjährigen Sohn hinterließ, wollte Honorius nach Konstantinopel reisen, um die Vormundschaft über seinen

Der Untergang der klassischen Antike war nicht mehr aufzuhalten. Ölgemälde (1890) von Joseph-Noël Sylvestre (1847–1926). Bild: Public domain, Wikimedia Commons





siebenjährigen Neffen zu übernehmen. Doch Stilicho riet aus Sicherheitsgründen davon ab und bot an, selbst diese Mission zu übernehmen. Im August 408 begab er sich in die Stadt Ticinum und zog dort Truppen für seine Reise nach Osten zusammen. Der inzwischen sehr argwöhnisch gewordene Kaiser erlag den Einflüsterungen des Olympius, wonach Stilicho einen Staatsstreich plane. Der begab sich schließlich nach Ravenna, um die Gerüchte zu widerlegen. Das war unbedacht, denn Honorius hatte inzwischen ein Todesurteil erlassen. In einer Kirche wurde Stilicho am 22. August 408 sein Ende verkündet und er anschließend mit Schwertern zerhauen.

Nach der Hinrichtung Stilichos wurden seine Anhänger verfolgt.

Zosimus berichtet: «Kühn wie im Sturme der Schlacht stand der Held unter den Schauern des Todes. Die gegen ihn gezückten Schwerter blitzten. So endigte Stilicho sein großes, ausgezeichnetes Leben – durch Verdienst emporgehoben und gestürzt durch die Kabalen eines Undankbaren, durch die Schwäche eines ruhmlosen Fürsten und

den Hass der römischen Truppen. Er, der Einzige, welcher vielleicht den Untergang des ehrwürdigen Römerreiches aufhalten konnte.»

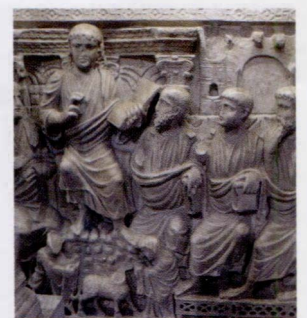
Danach kam es zu wilden Ausschreitungen gegen Stilichos Anhänger, denen viele germanische Söldner und deren in Italien lebende Familien zum Opfer fielen. So starben auch der Geheimschreiber Salvius, der Kavalleriekommandeur Chariobaudus, Gardeführer Limenius und Vicentius, Chef der Fußtruppen.

Deswegen wuchs der Hass vieler Germanen gegen die Römer. Zwei Jahre nach den sinnlosen Morden eroberten die Goten unter Alarich Rom und läuteten das Ende des Weströmischen Reiches ein.

Als Bilanz für Stilichos Leben mag gelten, was der früh verstorbene Lyriker Moritz Graf von Strachwitz kurz vor Ausbruch der Revolution von 1848 beklagte:

«So standen die Deutschen ehrenhaft
Für andere im Gefechte,
So focht die deutsche Bärenkraft
Für fremder Herren Rechte.
Doch zupften Dir am eignen Gewand
Die fremden Diebeskrallen,
Mein armes deutsches Vaterland,
Da ließest Du Dir's gefallen.» ■

Kaiser Honorius liebte sein Geflügel – von Politik verstand er überhaupt nichts. Gemälde (1884) von John William Waterhouse (1849–1917). Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Stilichos Sarkophag wurde erst Jahrzehnte später aufgestellt. Er befindet sich in der frühchristlichen Kirche Sant'Ambrogio in Mailand. Foto: Sailko, CC BY 3.0, Wikimedia Commons



Der erste Kaiser des Heiligen Reiches

– Kaiser Otto I. (912–973)

Endlich, nach Jahrzehnten, hatten die deutschen Stämme den Mut aufgebracht, sich gegen fremdländische Invasoren zu wehren. Sie zogen unter Führung ihres Königs in die Ungarn-Schlacht – an der Spitze damals schon die Sachsen.

Sein Vater Heinrich I. legte den ersten Keim für das Aufkommen der deutschen Nation.

«Seht, hier führe ich vor Euch Otto, den von Gott erwählten und vom Herrn des Königreiches, Heinrich, als König bezeichneten und nun von allen Fürsten zum König erhobenen Otto. Wenn Ihr mit dieser Wahl einverstanden seid, so erhebet die rechten Hände zum Himmel.» Feierlich verkündet der Mainzer Erzbischof Hildebert im Aachener Dom den Krönungstext für seinen neuen Herrscher, der an diesem 7. August 936 vor dem Marmorthron Karl des Großen steht. Es ist der 23-jährige Otto aus sächsischem Geschlecht.

Hier präsentiert sich nun der Monarch als Held. Denn: «Deutschlands Geschichte ist damals die Geschichte seiner Könige gewesen. Heutzutage ist

das natürlich anders. Schöner. In einer perfekten Demokratie wie der gegenwärtigen regieren Parteien und Fraktionen in bescheidener Anonymität, und niemand braucht mehr die Verantwortung zu übernehmen», schrieb Joachim Fernau schon vor 40 Jahren.

Ottos Vater Heinrich I. legte den ersten Keim für das Aufkommen der deutschen Nation. Obwohl er ursprünglich nur Herzog von (Nieder-)Sachsen war, einem Stamm, der als letzter von Karl dem Großen mit seiner Christianisierung dem Reich einverleibt werden konnte, leistete Heinrich als König Vorbildliches für die Einigung der fünf deutschen Stämme Bayern, Franken, Schwaben, Lothringen und Sachsen.

Otto führte dieses Werk mit aller Energie und Schlaueit fort. Jahrelang hatte er zu kämpfen mit Familien- und Verwandtenaufruhr, Vasallenerhebung, Untreue. Namentlich sein Halbbruder Thankmar und der jüngere Bruder Heinrich machten ihm das Leben schwer. Heinrich rebellierte mehrfach,



Auf dem Lechfeld traten Deutschlands vereinte Volksstämme 955 unter Ottos Führung zum Kampf gegen die Ungarn an. Daraus erwuchs die deutsche Nation. Gemälde (1860) von Michael Echter (1812–1879). Bild: picture alliance / akg-images

bis er sich am Weihnachtstag 941 endgültig unterwarf und Otto ihm «zu Quedlinburg im Dome» großmütig seine Sünden vergab.

«Löwenhafte Kraft» und «raubtierhafte Unruhe» bescheinigen ihm seine Biografen sowie außerordentliche Beredsamkeit. Otto konnte hervorragend schreiben und beherrschte drei Sprachen. Seinen langen rötlichen Bart pflegte er zu fassen, wenn er einen Schwur bekräftigen wollte. Über seine zwei Ehen mit der Angelsäxsin Edgitha und später mit Adelheid von Burgund wissen die Chronisten nur Mustergültiges zu vermelden. «Eine der bezauberndsten Gestalten des Großen Welttheaters» nennt Fernau den König.

Seine Ziele verfolgte Otto vor allem mit Hilfe der damals noch an deutschen Interessen orientierten Kirche, deren Bischöfe er unabhängig vom Papst in seiner Eigenschaft als Priester und König in ihre Ämter einsetzte. Dabei ging es vor allem darum, die

slawischen Völker an der Elbe dauerhaft zu integrieren. Es begann eine planmäßig durchgesetzte Christianisierung der heidnischen Stämme. Bereits 937 gründete Otto zu diesem Zweck in Magdeburg als Missionsstützpunkt ein Kloster, zu dessen Schutzpatron er demonstrativ den Heiligen Mauritius, den Bekämpfer der Heiden, bestimmte. In den westslawischen Gebieten wurden 948 die Bistümer Brandenburg und Havelberg gegründet; Magdeburg stieg 968 sogar zum Erzbistum auf. Der König sicherte das Gebiet an der unteren Elbe (Billunger Mark) und in der Region beiderseits von Elbe und Saale (Elbmark) durch Markgrafschaften. Ihre Grafen sollten die Grenzen gegen feindliche Einfälle schützen. Überdies dienten die Marken als Operationsbasis für neue Eroberungen. So konnte die Grenzlinie des Reiches bis zur Oder vorgeschoben und sogar geschützt werden.

Otto gelang es in zäher Kleinarbeit, die Macht der häufig ebenso selbstbewussten wie rebellischen Herzöge zu brechen und sie zu unterwerfen. Damit endeten auch die das Land peinigenden Kämpfe der großen Feudalherren und ihrer Gefolgsleute, die für das einfache Volk Ängste, Tod und Zerstörungen mit sich brachten. Für adelige Raufbolde erfand er eine besonders ehrenrührige Strafe: Sie mussten tote Hunde auf ihren Schultern bis zur nächsten Stadt schleppen. Das Reich trat so in eine Phase der relativen inneren Ruhe ein. In Ottos Zeit trifft man auf den Begriff «Theutoni» oder «Theutonici» für das Volk zwischen Lüttich, Aachen und Trient, Magdeburg, Hamburg und Olmütz.

Die größte Bewährungsprobe musste der Monarch aber fast 20 Jahre nach seiner Thronerhebung bestehen. 32 Mal war das Reitervolk der Ma-



Otto, seit 962 im kaiserlichen Ornat. Porträt-Gemälde (um 1840) von Philipp Veit (1793–1877). Bild: picture alliance / akg-images

Seine Biografen bescheinigen Otto «löwenhafte Kraft» und «raubtierhafte Unruhe».

Otto und seine Gemahlin Edgitha werden im wiederaufgebauten Magdeburg feierlich empfangen. Wandgemälde (um 1906) von Hugo Vogel (1855–1934). Bild: picture alliance / akg-images





gyaren seit dem Jahr 899 aus der ungarischen Tiefebene ins deutsche Gebiet eingefallen. Anders als etwa die verwandten Hunnen und Mongolen, die stets wie ein Feuersturm erschienen und bald wieder verschwanden, erwiesen sich die Magyaren als Aggressor, der niemals Ruhe geben würde. Die Situation sah deprimierend aus. Der Chronist Gebhard von Augsburg schrieb: «Im Jahre 955 nach Menschwerdung unseres Herrn Jesus Christus brach eine solche Menge Ungarn ein, wie sie kein lebender Mensch zuvor irgendwo gesehen hatte. Sie verwüsteten das Bayernland vom Donafluß bis zum Schwarzwald. Als sie den Lech überschritten und Alemannien besetzten (...) plünderten sie die ganze Provinz von der Donau bis zum Wald und verbrannten den größten Teil des Landes bis zum Fluß Iller.» Danach wandten sie sich nach Augsburg.

In der Stadt herrschten seit Tagen Angst und Bangen. Eben noch hatte der bereits 65-jährige Bischof Udalrich von Augsburg am Osttor im geistlichen Gewand, nur mit einem Schwert bewaffnet, gegen die Ungarn gekämpft. Nun lag er im Dom und bat die Heilige Maria flehentlich um Befreiung seiner Stadt. Seit vier Tagen bestürmte der Feind die Mauern. Man schrieb den 9. August 955. Da wurden Udalrichs Gebete offenbar erhört, denn plötzlich zog die Hauptstreitmacht der Ungarn in Richtung auf den Fluß Lech ab. Was dem wackeren Bischof wie ein Wunder erschien, war tatsächlich Resultat kühner Strategie des Königs.

Otto nutzte den Angriff der Ungarn zur Wahrung der deutschen Einheit.

Anfang Juli 955 waren die Ungarn unter ihren Heerführern Horka Bulcsu und Lehel wieder in Bayern eingefallen. Sie hofften, auf einen zerstrittenen und daher schwachen Gegner zu treffen. Doch Otto nutzte diesen Angriff ganz bewusst zur Wahrung der deutschen Einheit. Er betonte vor allem die religiöse Seite des bevorstehenden Kriegszuges, indem er die Magyaren als «Hostes antiqui Christi», als Erbfeinde Gottes und des Christentums bezeichnete. Binnen vier Wochen sammelte er ein geeintes Reichsheer bei Ulm, während die Ungarn Augsburg belagerten.

Bild oben: Magdeburg (hier der Dom) wurde vom Kaiser zum Erzbistum erhoben. Gemälde (1828) von Carl Hasenpflug (1802–1858). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Bild unten: Mit seinem rebellischen Bruder Heinrich versöhnte sich Otto am Weihnachtstag. Ölgemälde (1840) von Alfred Rethel (1816–1859). Bild: picture alliance / akg-images





Otto plante – ungewöhnlich für die damalige Zeit – eine Vernichtungsschlacht und zog dem Feind von Norden entgegen, um ihm den Rückzug abzuschneiden. Aber er wusste, dass ihm nur wenig Zeit blieb. Wenn er wartete, bis die weit entfernten Lothringer und Sachsen eintrafen, wäre Augsburg womöglich schon gefallen. Also zog er mit weniger als 8.000 Berittenen los.

Sein Heer bestand aus acht Abteilungen. Die ersten drei stellten die Bayern unter Führung des Grafen Eberhard, die vierte kam aus Franken, die fünfte, zahlenmäßig stärkste, befehligte Otto selbst. Er ritt unter dem Reichsbanner, das den Erzengel Michael im Kampf gegen den Drachen zeigte. Dann folgten zwei Abteilungen aus Schwaben unter Herzog Burkhard III. und schließlich die Böhmen, welche das Lager und den Tross bewachen sollten.

Vor der Schlacht, am Morgen des 10. August, dem Namenstag des Heiligen Laurentius, ermahnte Otto seine Männer zur unbedingten Eintracht. Der zeitgenössische Chronist Widukind von Corvey gibt diese Ansprache mit einigen Ausschmückungen wieder: «Dass wir in dieser großen Bedrängnis tapferen Mut beweisen müssen, das seht Ihr selber, meine Männer, die Ihr den Feind nicht in der Ferne, sondern vor uns aufgestellt erblickt. Bis heute

habe ich mit Euren starken Armen und stets siegreichen Waffen rühmlich gekämpft und außerhalb meines Bodens und Reiches allenthalben gesiegt... Schimpflich wäre es, uns dem Feind zu unterwerfen. Lieber wollen wir im Kampf, wenn unser Ende bevorsteht, ruhmvoll sterben, meine Krieger, als den Feinden untertan in Knechtschaft leben oder gar wie böse Tiere durch den Strick endigen.» Was danach geschah, schildert Widukind: «Da versöhnten sich alle Krieger, welche miteinander feind gewesen, und jeder gelobte zuerst seinem Anführer, dann seinem Nebenmann, seine Pflicht zu tun.»

Dies waren vor allem ritterliche Pflichten. Ottos Heer bestand ausschließlich aus berittenen freien Männern in Kettenhemden, die den pfeilschnellen Reitern der Ungarn an Geschwindigkeit fast ebenbürtig, an Bewaffnung aber überlegen waren. Was die Masse der ungarischen Krieger betrifft, so schreibt ein Zeitzeuge: «So zahlreich waren sie, dass man meinte, ihre Rosse könnten alle Flüsse und Seen austrinken.»

König Otto ist intelligent genug, solchen Übertreibungen zu misstrauen. Am 10. August 955 lässt er die Ungarn ungerührt sein Lager am Fuße des Hügels Gunzenle östlich von Augsburg plündern. Die böhmischen Bewacher laufen davon. Sieges-

Das Reitervolk der Magyaren plagte Deutschland jahrzehntelang, bis es auf dem Lechfeld endgültig besiegt wurde. Gemälde (1895) des ungarischen Künstlers Árpád Feszty (1856–1914). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

«Lieber wollen wir im Kampf ruhmvoll sterben als in Knechtschaft leben.» Otto I.



Der altehrwürdige Dom zu Quedlinburg. Foto: S-F, Shutterstock.com

Bild oben rechts: Der Magdeburger Reiter stellt wahrscheinlich Otto I. dar. Foto: stockvideoshooter, Shutterstock.com

Bild rechts: Otto und seine zweite Gemahlin Adelheid, Standbilder im Magdeburger Dom. Foto: Franzfoto, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons



gewiss fällt die ungarische Reiterei nun der schwäbischen Abteilung in den Rücken. Darauf hat Otto nur gewartet. Seine längs des Lechs aufmarschier-ten Ritter nehmen den Gegner in die Zange. Von Norden reiten die Bayern an, von Süden der König selbst mit Schwert in der Rechten und der Heiligen Lanze in der Linken, «zugleich der tapferste Krieger und der beste Feldherr», hinter ihm seine fränkische Elitetruppe. Sie wird von Herzog Konrad von Franken geführt, genannt «der Rote». Ihm kommt der entscheidende Anteil am Sieg zu, den er mit seinem Leben bezahlt. Der Herzog fällt durch einen Pfeil- schuss, als er aufgrund der unerträglichen Sommer- hitze kurzzeitig seinen Helm lüftet.

Nach der kombinierten Attacke von Otto und Konrad sind die Magyaren hoffnungslos eingekellt, viele ergeben sich jetzt. Wer über den Lech-Fluss fliehen will, rennt in die Lanzen der dort postierten Ritter. Unter den Gefangenen befinden sich auch die Anführer Horka Bulcsu und Lehel. Die erbitter-ten Bayern, seit Jahrzehnten bevorzugtes Opfer der magyarischen Raubzüge, knüpfen beide mitsamt ihren Gefolgsleuten in Regensburg auf.

Durch den Sieg in der Schlacht hatte der «Deus teutonicus» seinen Segen bezeugt.

Die Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld war so eklatant, dass sie nie wieder nach Deutschland einfielen, sondern bald sesshaft wurden und sich zum Christentum bekehrten. 955 hatte bei Augsburg der «Deus teutonicus», der deutsche Gott, sei-

nen Segen durch den Sieg in der Schlacht bezeugt, so der damalige Erzbischof von Mainz.

Sechs Jahre später dann der Kulminations- punkt: Als Papst Johannes XII. von einer aufsäs- sigen Adelsfraktion in Rom schwer bedroht wurde, rief er den Deutschen zu Hilfe. Im Spätsommer 961 zog Otto über den Brennerpass nach Italien. Liut- prand von Cremona, ein Augenzeuge, berichtet: «So vereinigte der gute König hier alles Zerstreute und heilte das Zerbrochene und stellte eines jeden Mannes Besitz wieder her. So dass feststeht, dass die beiden hochheiligen Apostel Petrus und Pau- lus seine Helfer waren.» Ottos Kaiserkrönung durch den Pontifex am 2. Februar 962 bildet sicher einen Höhe- und Wendepunkt unserer Geschichte. Der Monarch stand nun in der Tradition der römischen Imperatoren und galt als Schirmherr der Christen- heit im Westen. Auch seine zweite Gemahlin Adel- heid wurde in der Peterskirche gekrönt und gesalbt,

erhielt somit den gleichen Rang. Ein erstaunliches emanzipatorisches Novum allemal, auch weil die Dame hinfort in Urkunden als «Gefährtin des Reiches» auftrat.

Weitblickend baute Otto seinen gleichnamigen Sohn zum Nachfolger auf. Er erhielt den gebildeten Mönch Ekkehart von Sankt Gallen zum persönlichen Lehrer und wurde schon als Zwölfjähriger 967 zum Mitkaiser erhoben. Seine Heirat mit der byzantinischen Prinzessin Theophano im Jahre 972 war ein deutliches Signal, dass der mächtige Herrscher des Oströmischen Reiches die Ebenbürtigkeit des Deutschen in der Kaiserwürde anerkannte. Über-

dies sicherte Otto I. so die Kontinuität der Königsherrschaft in seiner Familie.

Zum Osterfest des Jahres 973 erschienen in der Residenz zu Quedlinburg Gesandtschaften aus aller Herren Länder. Rom, Konstantinopel, Unteritalien, Ungarn, Polen, Dänemark, Kastilien, Navarra und León huldigten dem Deutschen König und Römischen Kaiser. Als Otto I. wenige Wochen später 60-jährig in seiner Pfalz Memleben an der Unstrut starb, notierte der mittelalterliche Chronist Thietmar von Merseburg: «Seit dem Hinscheiden Karls sah die Welt keinen größeren Herrscher. Kaum wird ein Hirte wie er je wieder des Königtums walten.» ■

Das Reich der Sachsen



Das mächtige Frankenreich teilte sich nach dem Tod von Karl dem Großen (814) in zwei Hälften. Im Ostteil gelang es dem sächsischen Herzog Heinrich I., die Zersplitterung zu überwinden und 919 zum ersten deutschen König gekrönt zu werden. Er sicherte das Reich nach innen durch Abmachungen mit anderen Fürsten, nach außen durch einen Sieg über die Ungarn (933). Dass die ersten Könige und (ab Otto dem Großen) Kaiser des Deutschen Reiches aus Sachsen kamen, ist eine Ironie der Geschichte: Gerade dieser Stamm war es gewesen, der unter Karl dem Großen auf grausame Weise unterworfen und zwangschristianisiert worden war.

Heinrich dem Vogler wird die deutsche Königskrone dargebracht.
Bild: CC0, Wikimedia



Mit der «Heiligen Lanze» zog Otto 955 in die Schlacht am Lechfeld. Heute liegt sie unter Panzerglas in der Schatzkammer von Wien.
Foto: René Hanke, CC-BY-SA-3.0, Wikimedia Commons

Das Heilige Römische Reich um das Jahr 1000



Der Vater, der Feldherr, der Volksheld

_ Eberhard der Rauschebart (1315–1392)

Streitbar war der bärtige Schwabengraf auf jeden Fall, aber keineswegs ein ritterlicher Raufbold. Im Gegenteil – Zucht und staatliche Ordnung gingen ihm über alles. Dafür brachte der alte Herr auch manch persönliches Opfer.



Eberhard-Standbild von Sem Schlör (1576) in der Stuttgarter Stiftskirche. Foto: Andreas Praefcke, CC BY 3.0, Wikimedia Commons

Ein typischer Feudalherr und knorriger Reaktionär war er, dieser Graf Eberhard II. von Württemberg. Vielleicht wirkt er gerade deshalb so sympathisch, weil er sich wohltuend abhebt von jenen Weltverbesserern, die unsere Vergangenheit häufig heimsuchten. Dieser Herrscher saß auf dem hohen Ross, aber er kämpfte auch von dort aus wie ein Berserker. Und das gemeine Volk – man höre und staune – spendete ihm dafür sogar Beifall.

Seine Gegner nannten ihn «der Greiner», was man salopp mit «Streithammel» ins Heutige übertragen kann. Populär wurde der schwäbische Landesvater aber unter dem Beinamen «Rauschebart». Er lebte in einer Zeit jammervoller Lähmung des Deutschen Reiches. Vor einem Menschenalter hat die Pest den halben Kontinent entvölkert. Seit dem Ende der Staufer-Dynastie 1254 kommt das Land in Europas Mitte nicht mehr zur Ruhe. Es existiert bald keine Zentralgewalt mehr, die den politischen Takt vorgibt. Erst plagt das Interregnum, «die kaiserlose, die schreckliche Zeit», mit feudaler Anarchie; danach geben die römisch-deutschen Könige (zur Kaiserkrönung fehlt immer die Zeit) sich gleichsam die Türklinke in die Hand; mal regiert ein Habsburger, mal ein Nassauer oder ein Wittelsbacher. Und alle sind nur auf das Wohl der eigenen Dynastie bedacht, nicht auf das des Gesamtreiches.

Als Eberhard II. im Jahre 1362 die Alleinregierung von Württemberg übernimmt, ist gerade ein Luxemburger am Ruder, König Wenzel mit dem bezeichnenden Beinamen «der Faule». Er hockt häufig betrunken in seinem Stammland Böhmen und laviert wie ein Schacherer zwischen Fürsten, Ritterschaft und Städten. Derweil zerfällt das Reich weiter in zahllose Einzelinteressen. Nirgendwo erblickt man eine Persönlichkeit mit starkem Profil – oder doch? Da gibt es im Südwesten des Reiches einen Mann, der, um 1315 geboren, sein geringes Erbe mit wahrem Löwenmut verteidigt, es mehrt und ihm gegen alle Widerstände Größe verleiht.

Es ist ja nur ein bescheidenes Ländle, das Eberhard nach dem Tod seines Vaters Ulrich III. zufällt. Die Grafschaft Württemberg schwimmt wie eine Insel inmitten von Zersplitterung. Im Norden das Kloster Maulbronn, im Osten die Herrschaft Rech-

berg, südlich die Reichsstadt Ulm, westlich die Grafschaft Hohenberg. Und mittendrin Gebilde, je winziger desto eifersüchtiger auf ihre Pfründen und Privilegien bedacht: Esslingen, Weil der Stadt, Gmünd, Wiesensteig, Rottweil...

Seit seinem Herrschaftsantritt erstrebt Eberhard ein großes Ziel: das territorial zergliederte Württemberg zum Einheitsstaat zu formen. Dabei ist nicht nur persönlicher Ehrgeiz im Spiel, es geht ihm auch darum, der von räuberischen Rittern und städtischen Wucherern drangsalierten Bauernschaft durch einheitliche Gesetzgebung ein Mindestmaß an Rechtssicherheit, den sogenannten Landfrieden, zu garantieren. Schon auf dem Reichstag zu Nürnberg erlässt er das erste Hausgesetz über die Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit seines Lan-



Nirgendwo erblickt man eine Persönlichkeit mit starkem Profil.

des. Wenn schon ein Kaiser nicht für Ordnung sorgen kann, dann muss es der jeweilige Landesherr auf eigene Verantwortung in seinem Bereich tun.

Dafür hasst die schwäbische Ritterschaft den Grafen und schließt sich zu einem Bündnis zusammen, den «Martinsvögeln». Sie werden auch «Schlegelbruderschaft» genannt, weil sie als Wappenschild drei silberne Streitkolben (Schlegel) tragen. An ihrer Spitze steht Wolf von Eberstein, ein politisierender Raubritter. Bei ihm ist alles versammelt, was Eberhard der Greiner aus tiefster Seele verabscheut: Faustrecht, Fehdeunwesen, jähe Bündniswechsel – kurzum: Anarchie.

Wolf von Eberstein ist keineswegs dumm, er weiß, dass man dem Rauschebart in offener Feldschlacht unterlegen ist, also muss es eine List richten. Die Schlegelbrüder schrecken auch vor persönlichen Attentaten nicht zurück. Da bekannt ist, dass Eberhard jedes Frühjahr zur Erholung im Nordschwarzwald weilt, beschließen sie 1367, ihn hier

in Wildbad an der Enz gefangen zu nehmen und solange im Kerker schmachten zu lassen, bis er sämtliche Privilegien der Ritterschaft bestätigt.

Doch der niederträchtige Überfall scheitert. Es ist das einfache Volk, mit dem diese adligen Kidnapper nicht gerechnet haben. Ein schlichter Schafhirte warnt den Grafen rechtzeitig und führt ihn auf wenig bekannten Pfaden zur rettenden Burg Zavelstein. Wieder zurück in seiner Hauptstadt Stuttgart, lässt der Rauschebart eine Gedenkmünze prägen und schenkt jedem einzelnen Schlegelbruder eine davon zum Hohn.

Eberstein und seine Spießgesellen Wolf von Wunnenstein, Johann und Konrad von Schmalenstein, Kunz von Winterbach, Johann von Bosenstein, Walter und Petermann Schultheiß von Gengenbach, Aberlin Wydenbusch und Heinrich Glatz schwören Rache. Sie wählen drei Führer, die sich höchst unbescheiden «Könige» nennen, und planen, im Städtchen Heimsheim versammelt, einen

Mit dem einfachen Volk hatten die Kidnapper nicht gerechnet.

Mit seinem eben geborenen Urenkel kehrt Eberhard aus der siegreichen Schlacht bei Döffingen 1388 heim. Bild: Art Collection 3 / Alamy Stock Photo





Wolf von Eberstein, hartnäckigster Gegner des Grafen, musste sich durch eine waghalsige Flucht retten. Fresko Der Grafensprung (1844) von Jakob Götzenberger (1802–1866) in der Trinkhalle von Baden-Baden.

Bild: picture alliance / Friedel Gierth

erneuten Überfall. Ihre Prahlerei spricht sich indes herum, und eines Nachts steht Graf Eberhard mit einem Haufen bewaffneter Ritter und Bauern vor den Toren von Heimsheim. Zum Kampf kommt es gar nicht erst, weil die Schlegler schlicht ausgeräuchert werden. Brennende Holz- und Strohhäufen an der Stadtmauer zwingen sie zur Kapitulation. «Drei Könige sind gefangen. Wenn man noch den vierten erwischt, dann haben wir ein Kartenspiel», soll ein schwäbischer Bauer gespottet haben. Soweit der Bericht des Dichters und Heimathistorikers Ludwig Uhland.

Die Heimsheimer «Könige» waren nun ausgeschaltet, aber es verblieb ein weitaus gefährlicherer Gegner – die württembergischen Städte. Deren Reichtum erlaubt es ihnen, auf eigene Faust Politik zu treiben. Im Juli 1376 hatten sich unter Führung von Ulm 14 (später 22) Reichsstädte zum Schwäbischen Städtebund vereinigt, darunter Konstanz, Reutlingen und Ravensburg. Sie lehnen Eberhards Herrschaft ab und erklären ihm wenige Monate später den Krieg.

Allerdings sind diese Städte militärisch unerfahren, denn ihnen fehlt der kampferprobte Ritterstand. Also mieten sie Söldner. Doch wenn der Feldzug sich über mehrere Monate erstreckt, geht den städtischen Patriziern häufig das Geld aus, und ihre Krieger plündern daraufhin das umliegende Land rücksichtslos aus. Bei den Bauern sind sie darum abgrundtief verhasst, zumal es auch vorkommt, dass Gefangene bei lebendigem Leib verbrannt werden. Ganz anders operieren die Scharen des Grafen von Württemberg. Eberhard lässt jeden Mann, der sich am Eigentum seiner Untertanen vergreift, ohne Gnade an den nächsten Baum knüpfen. Das spricht sich herum. Und so schmiedet manch schwäbischer Bauer aus seiner Sense ein Schwert, wenn der Graf zum Kampf ruft.

Bei den Bauern sind Söldnerheere abgrundtief verhasst.

Im Mai 1377 verheert eine städtische Armee im Urachtal wieder einmal württembergisches Gebiet. Sie erschlagen zahlreiche Bauern, zünden ihre Gehöfte an, rauben ihre Viehherden und treiben sie der Stadt Reutlingen zu. Graf Ulrich, einziger Sohn Eberhards, stellt sich diesem Heer mit 230 Rittern nahe der Kirche Sankt Leonhard bei Reutlingen in den Weg, um ihm die Beute abzujagen. «In Eure Stadt soll kein Huf und kein Horn kommen!», droht er. Doch Ulrich gerät mit seinen Männern in einen Hinterhalt und muss eine schwere Niederlage einstecken. Mehr als 60 Ritter fallen im Kampf, darunter auch ein Hohenzoller; der junge Graf selbst kann schwer verwundet in letzter Minute zur Burg Achalm entkommen. Als er Wochen später wieder genesen ist, kehrt Ulrich zurück nach Stuttgart, mit schlechtem Gewissen, denn er verlor zu allem Unglück im Kampf auch noch das Grafenbanner Württembergs mit den drei schwarzen Hirschgeweihen.

Der Sohn hat bei Reutlingen schmachvoll versagt, und ebenso streng wie mit seinen Feinden verfährt Eberhard auch gegen die eigene Familie. Hier gelten keine Privilegien. Wer nicht als Vorbild dient,

muss die Folgen tragen. Was nach Ulrichs Ankunft im Schloss zu Stuttgart geschieht, schildert Ludwig Uhland:

«Da fasst der Greis ein Messer
und spricht kein Wort dabei
Und schneidet zwischen beiden
das Tafeltuch entzwei.»

Die Redensart «das Tischtuch zerschneiden» als Metapher für das Ende einer persönlichen Beziehung und als eine Ehrenstrafe hat hier ihren Ursprung.

Für Eberhards Pläne war die Niederlage von Reutlingen nicht nur ein militärischer, sondern auch ein politischer Rückschlag. Bis 1379 erhält der Schwäbische Städtebund weiteren prominenten Zulauf, so durch Augsburg, Heilbronn, Nürnberg, Frankfurt/Main und Regensburg. Er nennt sich jetzt selbstbewusst «Süddeutscher Städtebund». Diesen gefährlichen Gegner gilt es durch Verhandlungen in Schach zu halten, und Eberhard erweist sich dabei als kluger Politiker, der seine Kräfte sammelt, bevor es zum Endkampf kommt.

Es dauert bis zum Jahr 1388, dann fällt die endgültige Entscheidung. Ein Heer des Süddeutschen Städtebundes unter Führung des Ulmer Feldhaupt-

manns Konrad Besserer rückt Mitte August von Eßlingen herauf in württembergisches Gebiet vor. Er kommandiert etwa 800 Ritter und 1.500 Mann Fußvolk. Auf ihrem Kriegszug zünden die Söldner Kornfelder an, plagen die Bauern durch Plünderungen und Raub ihres Viehs, zerstören Häuser und Scheunen. Bald nähern sie sich dem Städtchen Döffingen bei Sindelfingen. In der Umgebung haben viele Bauern mit ihren Habseligkeiten hinter den Mauern eines Friedhofes Schutz gesucht. Nach mittelalterlichem Rechtsbrauch gelten Friedhöfe als Freistadt, wo keine Kampfhandlungen stattfinden dürfen. Doch die Kriegsknechte der Städter scheren sich nicht darum und berennen das Mauerwerk, um die Bauern zwischen den Grabkreuzen zu massakrieren. Diese wehren sich aus Leibeskräften, denn sie wissen, dass Hilfe naht.

Graf Eberhard rückt am 23. August 1388 mit einem Heer aus 600 Rittern, Fußknechten und etwa 2.000 bewaffneten Bauern von Leonberg heran. Unter seinen Kämpfern befindet sich auch der Hohenzoller Friedrich V., Burggraf von Nürnberg. Die Vorhut befehligt Eberhards Sohn Ulrich. Er brennt darauf, die Schmach von Reutlingen zu tilgen, und stürzt sich mit weniger als 50 Berittenen in den Kampf. Da aber sein Fußvolk nicht Schritt halten kann und zurückbleibt, wird er niedergeworfen.

Eberhard sammelt
seine Kräfte, bevor
es zum Endkampf
kommt.

Eberhards Sohn Ulrich erlitt bei Reutlingen eine schwere Niederlage durch die Städter. Druck nach einem Aquarell von A.F. Müller, um 1900. Bild: Heimatmuseum Reutlingen



Siechtum des Reiches



Mit dem letzten Stauferkönig endete 1254 die glanzvolle Zeit des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und es begann eine Phase schwacher Herrscher und innerer Zerrissenheit, die durch die Reformation (Luthers Thesenanschlag 1517), die Bauernkriege (Entscheidungsschlacht 1525) und den Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) ihre Höhepunkte fand. Zwei Faktoren waren dafür verantwortlich: Zum einen regierte der Papst ständig in Reichsbelangen hinein und hatte sich durch die Ernennung der Bischöfe und durch die Verleihung der Kaiserwürde auch geeignete Hebel dafür geschaffen. Zum anderen erhielten die zentrifugalen Kräfte durch die föderale Struktur des Reiches Auftrieb: Es gab, anders als in Frankreich und England, keine Hauptstadt, und die oft zerstrittenen Kurfürsten hatten bei der Königswahl den entscheidenden Einfluss.

Marodierende Soldaten während des Dreißigjährigen Krieges. Gemälde (1647) von Sebastian Vrancx (1573–1647). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Bild oben rechts: Grabmal des Rauschebarts mit dem Württemberger Wappen. Foto: Johann Steiner, Public domain, Wikimedia Commons

Nach der unglücklichen Schlacht bei Reutlingen schneidet Eberhard 1377 das Tischtuch zwischen sich und seinem Sohn entzwei. Gemälde von Gustav König (1808–1869). Bild: Repro «Bilder deutscher Geschichte», Cigaretten-Bilderdienst, Altona-Bahrenfeld 1936

Bevor deshalb Panik ausbricht, brüllt der 73-jährige Rauschebart: «Niemand achte auf meinen Sohn, dass er erschlagen ist; und fechtet mannhaft, da die Städter alle dahinten fliehen.»

Ob die Legende stimmt, dieser Ruf habe den Feind in Verwirrung gestürzt, sei dahingestellt. Tatsache bleibt, dass Graf Eberhard durch ein raffiniertes Umgehungsmanöver den Stadtsöldnern von Süden in den Rücken fällt und einen vollständigen Sieg erringt. Der Nürnberger Chronist Ulman Stromer berichtet: «Da griff Graf Eberhard hoch zu Ross den feindlichen Haufen von hinten an und schlug und trieb das Fußvolk zurück, das sich vergeblich wehrte und so die Schlacht verlor.» 1.800 Mann des Gegners sind bei Döffingen gefallen, unter ihnen auch der Feldhauptmann Konrad Besserer. Der Städtebund zerfällt in den folgenden Monaten; ein erster entscheidender Schritt zum Einheitsstaat Württemberg ist vollzogen.

Eberhard der Rauschebart hat den Status eines Volkshelden erreicht.

Der Sieg von 1388 hat für Eberhard einen bitteren Beigeschmack, denn sein einziger Sohn und Thronerbe ist gefallen. Mit Kummer im Herzen reitet er wieder seiner Residenz Stuttgart entgegen. Da erreicht ihm auf dem Weg eine schier unglaubliche



liche Nachricht: Just am Todestag seines Sohnes Ulrich hat die Gemahlin seines Enkels, Antonia de Visconti aus Mailand (immerhin schon 38 Jahre alt), einen Knaben zur Welt gebracht. Es ist der spätere Graf Eberhard IV., genannt der Jüngere, der das Land von 1407 bis 1419 regieren wird. Die dynastische Zukunft des Hauses Württemberg ist damit gesichert. Eberhard der Rauschebart hat den Status eines Volkshelden erreicht. Er stirbt 76-jährig am 15. März 1392. Seine Nachkommen regieren das 1806 zum Königreich erklärte Württemberg noch die nächsten 500 Jahre. ■





Das Schwert der Ordensritter

– Heinrich von Plauen (1370–1429)

Alles schien für den Deutschen Orden verloren, da hielt ein entschlossener Thüringer die Fahne hoch. Vor der Marienburg holten sich siegesgewisse Polen und Litauer blutige Köpfe. Der Großmeister siegte und wanderte dennoch in den Kerker.

Die Dynastie derer zu Reuß stellt ein unglaubliches Kuriosum dar. Ihr Stammvater Heinrich Vogt zu Gera, um 1180 Dienstmann des römisch-deutschen Kaisers, gab den Anlass, künftig ausnahmslos alle männlichen Nachkommen dieser weitverzweigten thüringischen Familie auf den Vornamen Heinrich zu taufen. Das verursacht bis heute größte genealogische Verwirrungen, denn etwa alle 150 Jahre mussten die Männer neu durchnummeriert werden. Heinrich der Zweihundertneunundsiebzigste hätte denn doch zu lächerlich geklungen.

Unser Held, jüngerer Sohn des Heinrich VIII., Vogt von Plauen, suchte so wie viele nicht begüterte Kleinadelige Dienst bei einem geistlichen oder weltlichen Orden. In seinem Fall war es der im Osten des Reiches und im Baltikum agierende Deutsche Ritterorden. Dort wurde er 1391 erstmals als Ordensritter erwähnt. Heinrich leistete den üblichen Eid: «Ich gelobe Keuschheit meines Leibes und

ohne Eigentum zu sein und Gehorsam gegen Gott und die Heilige Maria und den Meister des Deutschen Hauses.» Wer das Leben eines Ordensbruders wählte, war durch eine Grundversorgung mit Lebensmitteln, Obdach und einfacher Kleidung abgesichert. Sein persönliches Vermögen übergab er vollständig dem Orden und entsagte darüber hinaus jedweden «Eigenwillen».

Heinrich von Plauen war 1397 Gehilfe des Komturs von Danzig und 1399 bis 1402 Komtur dieser Stadt. Es handelte sich um ein Amt, das große Selbständigkeit verlangte. Ein Ordenskomtur traf Entscheidungen über alle Belange von Wirtschaft, Finanzen, Justiz, Kriegswesen, Ordnungsdienst, er verteilte Grundstücke an Siedlungswillige und konnte Städtegründungen veranlassen. Der Deutsche Orden war 1191 im Gefolge der Kreuzzüge gegründet worden. Ihm gehörten sowohl Ritterbrüder (fratres milites) als auch Priester an. Vom Mit-

Die Belagerung der Marienburg zog sich über acht Wochen hin. Am Ende unterlag der weiße Polenadler und musste fortfliegen. Gemäldentwurf (1939) von Werner Peiner (1897–1984). Bild: bpk / Staatsbibliothek zu Berlin



Heinrich Reuß von Plauen.
Bild: Public domain, Wikimedia Commons



In der Schlacht bei Tannenberg erlitt der Deutsche Orden im Sommer 1410 eine verheerende Niederlage. Kolorierte Tonplatte (1863) von Johann Nepomuk Geiger (1805–1880). Bild: picture alliance / akg-images

telmeerraum verlegte der Orden seine Wirkungsstätte nach Osteuropa. Es waren polnische Fürsten, welche 1230 die deutschen Ritter ins Land riefen, weil sie mit heidnischen Stämmen im Baltikum, vor allem den Pruzen, nicht fertig wurden.

Als Lohn für ihren militärischen Beistand erhielt der Orden große Gebiete im Bereich der heutigen Staaten Lettland und Litauen sowie in West- und Ostpreußen. Hier fand eine großartige Kolonisation statt. Es wurden bis Anfang des 15. Jahrhunderts 93 Städte gegründet, darunter Königsberg, Kulm, Ortelsburg, Memel, Thorn. Deutsche Einwanderer reparierten verwüstete Dörfer und gründeten 1.400 neue. Der Orden verlegte 1309 seine Residenz nach Marienburg, wo auf 20 Hektar der größte Backsteinbau Europas entstand. Der Ruhm des Kampfes für die Christenheit sprach sich herum, und so zogen auch ausländische Adlige ins Baltikum, um sich hier zeitweise unter Führung der Ordensritter im Kriegshandwerk zu schulen. Prominentester Gast war sicher Henry Bolingbroke, ab 1399 König Heinrich IV. von England.

Heinrich von Plauen sammelte in jener Zeit viele Erfahrungen, so als Komtur von Nessau und Morin. 1407 wurde er schließlich Komtur von Schwetz, und hier erfüllte er drei Jahre später seine historische Berufung. Der Deutsche Orden, welcher selten mehr

als 2.000 Ritterbrüder zählte, stand seit Mitte des 14. Jahrhunderts häufig im Konflikt mit seinen missgünstigen Nachbarn Polen und Litauen – Ländern, die sich damals vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer erstreckten. Solange die Litauer Heiden blieben und die Polen Christen, ging es gut. Doch 1386 heiratete der litauische Großfürst Jogaila Polens minderjährige Thronerbin Hedwig, trat zum Christentum über und nannte sich hinfort König Wladyslaw II. Jagiello von Polen. Sein Vetter Vytautas regierte in Litauen. Damit war eine höchst gefährliche Konstellation geboren. Polen und Litauen versuchten zunächst getrennt, sich auf Kosten des Deutschen Ordens zu vergrößern, steckten aber mehrere militärische Schlappen ein. Wladyslaw und Vytautas sahen sich zur Allianz genötigt. Ihre Aggression wurde im Winter 1409/10 geplant. Man wollte mit vereinten Kräften gegen Marienburg marschieren, das wichtigste Bollwerk des Ordens erobern und dadurch die Machtbasis der deutschen Ritter entscheidend schwächen.

Als im Sommer 1410 das polnisch-litauische Heer, verstärkt durch Tataren und Weißrussen, nach Norden marschierte, stellte sich ihm eine zahlenmäßig weit unterlegene Truppe des Ordens unter Führung seines Hochmeisters Ulrich von Jungingen entgegen. Sie erlitten am 15. Juli bei Tannenberg eine katastrophale Niederlage. Fast alle Führer

Der Deutsche Orden war 1191 im Gefolge der Kreuzzüge gegründet worden.



einschließlich des Hochmeisters starben im Kampf oder wurden gefangengenommen. Danach fielen die von ihren Besatzungen fast völlig entblößten Ordensburgen in atemberaubendem Tempo. Allenstein kapituliert am 17. Juli, Mohrungen am 18., Christburg am 22. und einen Tag später auch noch Stuhm. Die Marienburg schien rettungslos verloren. Doch ein Mann stemmte sich gegen die drohende Niederlage.

Wladyslavs Artillerie konnte selbst den festen Burgmauern gefährlich werden.

Heinrich von Plauen hatte in Schwetz, wo er die Westflanke decken sollte, vom Tannenger Debelkel erfahren und machte sich sofort mit einer Handvoll Männer auf den Weg in die Hauptstadt, wo er wenige Tage vor dem feindlichen Heer eintraf. Aus der Schlacht von Tannenberg meldeten sich, wie wir aus einer Liste erfahren, ganze 1.427 Mann, davon 77 Bogenschützen, zurück in der Marienburg. Heinrich, der alle Verantwortung an sich gezogen hatte, bekam Zulauf auch von bewaffneten Seemännern aus Danzig, verfügte aber kaum über 4.000 Mit-

kämpfer. Er befahl sofort, dass man, um die Burg zu retten, die Stadt Marienburg selbst dem Untergang weihen müsse. So wurde die Stadt an mehreren Stellen in Brand gesteckt, die große Brücke über den Nogat-Fluss zerstört und sämtliche Zugänge zur Burg verschlossen. Die Bevölkerung fand zuvor mit ihrer wertvollsten Habe und Proviant in den großen Räumen der Festung ein Obdach. Die wenigen überlebenden Ritter wählten Heinrich einstimmig zum Statthalter des Hochmeisters.

Die Verteidiger waren bereit, als das polnisch-litauische Heer mit 30.000 Mann am 26. Juli vor Marienburg aufmarschierte. «In wüstem Jubel und toller Siegesgewissheit hausten die Feindesscharen überall, bis für die Verheerung nichts mehr übrig war. Dadurch verzögerte sich der Heereszug zum Heile für Marienburg», heißt es in einer zeitgenössischen Chronik. Der Polenkönig drohte, er wolle in Marienburg das Ende des Ordens verkünden und seine Herrschaft über das Land für alle Zeiten festigen. Dann begann die Belagerung. Zwar steckte die Artillerie damals noch in den Kinderschuhen, doch manche Geschütze Wladyslavs konnten selbst den soliden Mauern der Burg gefährlich werden.

Ruhe ließ Heinrich den Belagerern fast nie. Er unternahm an der Spitze kühner Gefährten häufig Ausfälle, die dem Feind erhebliche Verluste zufügten.

König Wladyslaw II. Jagiello (Bildmitte mit Schwert) bei Tannenberg. Der König wurde zum polnischen Nationalmythos. Ölgemälde (1878) von Jan Matejko (1838–1893) mit den Maßen 426 x 987 cm. Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Vor dem Plauer Rathaus sieht man Heinrichs Standbild. Statue (1923) von Bildhauer Selmar Werner (1864–1953). Foto: N8eule78, CC BY 3.0, Wikimedia Commons

Die Ordensritter

Orden der Brüder vom Deutschen Hospital Sankt Mariens in Jerusalem, lateinisch *Ordo fratrum domus hospitalis Sanctae Mariae Teutonicorum Ierosolimitanorum* – das ist der vollständige Name des Deutschen Ordens, der auch Deutschherrenorden oder Deutschritterorden genannt wird. An der ausführlichen Bezeichnung ist die Herkunft ablesbar: Die Ursprünge des Ordens liegen in einem Feldhospital bremischer und lübischer Kaufleute während des Dritten Kreuzzuges um 1190 im Heiligen Land bei der Belagerung der Stadt Akkon. Nach der Umwandlung in einen Ritterorden gründete dieser Ende des 13. Jahrhunderts im Baltikum und auf dem Gebiet des heutigen Polen einen eigenen Staat.

Bild unten links: Polnische Artillerie machte mit ihren Steingeschossen der Burg schwer zu schaffen. Holzstich (um 1912) von August Heinrich Ferdinand Tegetmeyer (1844–1912). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Bild unten rechts: Deutscher Orden (li.) und der Schwertbrüderorden (re.) kämpften Seite an Seite. Farbholzstich eines unbekannten Künstlers. Bild: picture alliance / akg-images

Von allen Seiten versuchten die Angreifer, das Mauerwerk zu ersteigen oder zu zertrümmern. Vergeblich – Hunderte von ihnen sanken erschlagen in die tiefen Burggräben. Doch nach fünf Wochen wurde die Lage kritisch. Marienburg war isoliert, Hilfe von außen kaum zu erwarten. Auf Drängen seiner Ritter bat Heinrich den Polenkönig um eine Unterredung zwecks Waffenstillstands. Dabei demütigte er sich vor Wladyslaw aufs Äußerste; er soll «des armen Landes und Volkes wegen» sogar auf die Knie gefallen sein. Doch als Antwort bekam er nur Hohn und Spott sowie die Forderung, Marienburg auszuliefern. Das wurde dem Deutschen zu viel. «Gott und die Heilige Jungfrau werden uns retten!», rief er. «Der Plauen aber wird nimmermehr aus Marienburg weichen!»

Nur um Handbreite verfehlte das tückische Geschoss sein Ziel.

Genauso geschah es. Das Bollwerk des Ordens hielt stand. Die Belagerer litten allmählich unter der Sommerhitze; Seuchen und Ungeziefer breiteten sich aus, Lebensmittel und Futter gingen zur Neige. Vytautas drohte, seine Litauer abzuziehen. Da suchte der Polenkönig nun seinerseits das Gespräch. Doch Heinrich lehnte stolz ab. «Sagt Eurem König», rief er Wladyslaws Parlamentären zu, «nur ein einziges Mal durfte ich ihm Bedingungen anbieten. Nun aber kann der Plauen das Haus lebend nicht mehr verlassen.»

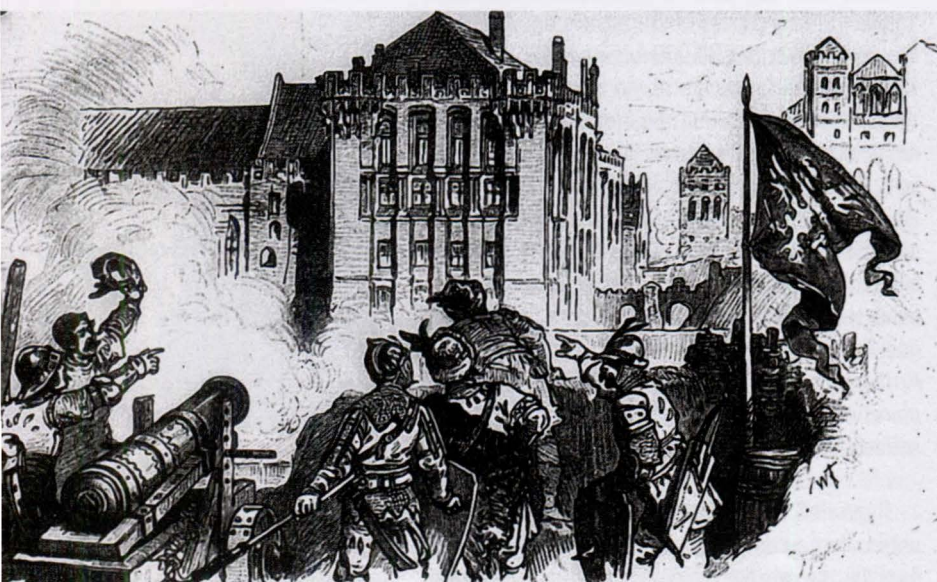
In letzter Stunde versuchte man, mit einer List ans Ziel zu kommen. Die Polen konzentrierten sich auf den Sommer-Remter, einen 14 mal 14 Meter umfassenden Raum im Hochmeisterpalast, dessen fast zehn Meter hohes Rippengewölbe von einer

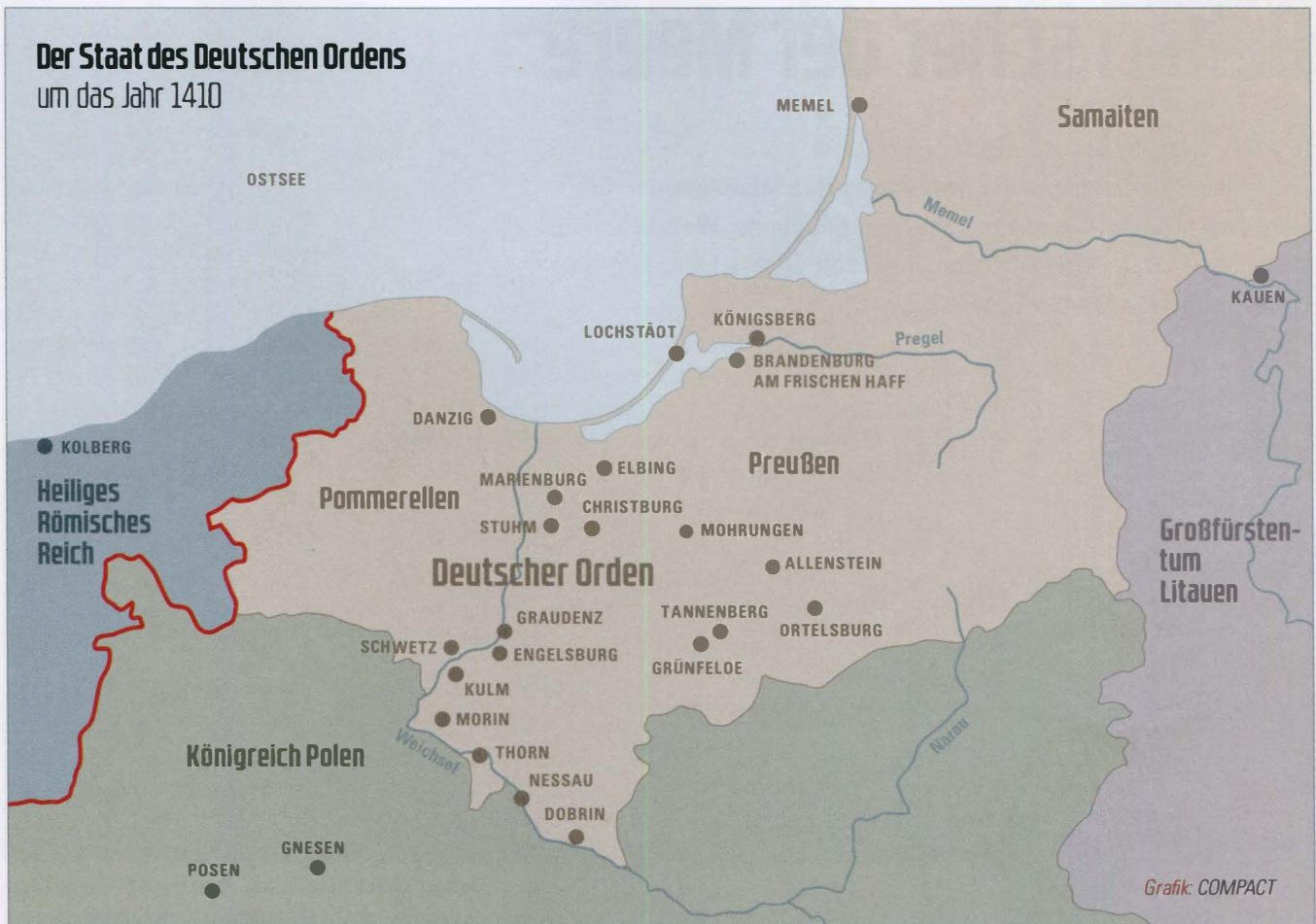


Die Marienburg in Westpreußen, seit 1309 Hauptsitz des Ordens, hielt eisern stand. Foto: dmitry_islentev, Shutterstock.com

einigen schlanken Säule aus Granit getragen wird. Ein bestochener Söldner der Besatzung gab den polnischen Geschützen jenseits der Nogat mit seiner in ein Fenster gelegten roten Mütze das Zeichen, Heinrich sei mit den anderen Rittern des Ordenskapitels zur Beratung im Remter versammelt. Die schwere Kugel sollte die Mittelsäule zerschmettern, das Gewölbe dadurch zum Einsturz bringen und alle Ordensbrüder unter seinen Trümmern begraben. Nur um Handbreite verfehlte das tückische Geschoss sein Ziel und schlug in die Ostwand des Saales. Die Steinkugel ragt bis heute zur Hälfte aus der Wand hervor, und daneben findet sich in gotischen Lettern die Inschrift:

«Als man zählet tausendvierhundertzehn Jahr' Dies sag' ich Euch allen fürwahr Der Stein ward geschossen in die Wand Hier soll er bleiben zu ewigem Pfand.»





Nach acht Wochen Belagerung zog der Feind endlich am 19. September ab. Heinrich war der umjubelte Held und wurde am 9. November (offenbar ein Schicksalsdatum deutscher Geschichte) 1410 zum Hochmeister gewählt. Danach erwies er sich auch als geschickter Diplomat. Im Frieden von Thorn Anfang 1411 musste der Orden lediglich Schamaiten (Nieder-Litauen) abtreten.

Dann begann ein höchst steiniger Weg. Das Ordensland war verheert; Städte, Dörfer und Burgen lagen in Trümmern. Ihr Wiederaufbau kostete viel Geld. Überdies warteten zahlreiche Ritter auf ihren Freikauf aus der Gefangenschaft. Um die nötigen Finanzmittel aufzubringen, musste der Hochmeister mehrere Steuern erhöhen – was bis heute bei den Untertanen wenig populär ist. So legte Heinrich der reichsten Ordensstadt Danzig erstmals eine Vermögensabgabe von knapp zwei Prozent auf, was auf heftigsten Widerstand stieß. Also sperrte er alle Zufahrtsstraßen nach Danzig und verlegte den Hauptmarktplatz des Ordens nach Elbing. Das brachte ihm viele Gegner ein.

Und immer, wenn sich Missstimmung verbreitet, findet sich ein Intrigant, der das zu nutzen weiß. Hier lautete sein Name Michael Küchmeister. Er war Leiter des Außenhandels (Großschäffer) in Königsberg gewesen und nach der Schlacht von Tannenberg

entkommen. Wegen des enormen Personalmangels hatte Heinrich ihn zum Ordensmarschall ernannt. Küchmeister strebte den Sitz des Hochmeisters an und dafür schien ihm kein Mittel zu niederträchtig, um Heinrich in schlechtes Licht zu rücken. Der war viel zu gutgläubig und überdies mit zahllosen Sorgen beladen, als dass er die Gefahr wahrgenommen hätte. So traf es ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als am 14. Oktober 1413 Küchmeister an der Spitze einer Rotte aufgebrachter Ritter im Hochmeisterpalast erschien und Heinrich für abgesetzt erklärte. Er wurde zunächst in die winzige Engelsburg bei Graudenz versetzt, während Küchmeister sich zum Ordensoberhaupt ausrufen ließ.

Als der Usurpator sich fest im Sattel wähnte, ließ er Heinrich von Plauen 1414 auf der Brandenburg am Frischen Haff internieren. Dort schmachtete der würdige Mann zwar nicht in einem finsternen Kerker, wurde aber für acht Jahre seiner Freiheit beraubt. Als der elende Küchmeister, resigniert und schwer krank, sein Amt im März 1422 niederlegen musste, änderte sich die Lage. Die erste Amtshandlung des neuen Hochmeisters Paul von Rusdorf bestand darin, Heinrich wieder auf freien Fuß zu setzen. Der fast 60-Jährige bekam gleichsam als Ehrenrente – die Komturei der Burg Lochstädt in Ostpreußen. Hier starb der Held von Marienburg 1429 einsam und vergessen. ■



Wappen des Hochmeisters Heinrich mit dem goldenen Löwen der Reußen. Bild: Ronald Preuss, CC BY-SA 2.5, Wikimedia Commons

Immer, wenn sich Missstimmung verbreitet, findet sich ein Intrigant, der das zu nutzen weiß.

Beherrscher der Meere

Paul Beneke (um 1440–1480)

Einst besaß Deutschland ein gewaltiges Handelsimperium. Die Herren der Hanse waren versierte Geschäftsleute. Wenn aber ausländische Mächte sie bedrohten, dann schlug ihre kampferprobte Flotte mit harten Männern zurück.

Kriegsschiffe des mächtigen Hansebundes schützten im 15. Jahrhundert wirksam den norddeutschen Außenhandel. Bild: picture alliance / dpa

Der Danziger Kapitän Kurt Bokelmann bemerkt den Unfall sofort. In dieser nebligen Octobernacht 1442 hat sein Kriegsschiff «Mariendrasche» auf der Ostsee versehentlich ein Boot gerammt und versenkt. Obwohl er schnellstens mehrere Ruderboote

aussetzen lässt, wird kein Überlebender gefunden. Erst im letzten Moment entdeckt man einen Weidenkorb, der zwischen Wrackteilen eingeklemmt auf dem Wasser treibt. In dem Korb liegt ein etwa anderthalbjähriger Junge. Bokelmann nimmt das Kind mit nach Danzig und übergibt es seinem Schwager, dem Ratsherren Johannes Beneke. Der gibt ihm den Namen Paul. Seine Eltern werden nie ermittelt, so dass Paul Beneke mit Recht von sich sagen kann: «Ich bin ein Kind der See.»

Schon mit 14 Jahren, nachdem er Lesen und Schreiben gelernt hat, beginnt seine Laufbahn als Schiffsjunge. Er nimmt an einer Seeschlacht gegen die Dänen bei der Ostseeinsel Bornholm teil und rettet seinem Kapitän im Nahkampf das Leben. Die Stadt Danzig (übrigens bis 1945 zu keinem Zeitpunkt Bestandteil Polens) gehört zum mächtigen deutschen Bund der Hanse, ein germanisches Wort, das soviel wie Gesellschaft oder bewaffnete Schar bedeutet. Seit Mitte des 14. Jahrhunderts ist es ihren Kaufleuten gelungen, einen gesamteuropäischen Markt zu schaffen, man besiegt die gefürchteten Piraten und kann sogar eine Großmacht wie Dänemark niederringen. Kontore und Handelshöfe der Hanse, zu der mehr als 80 Städte gehören, erstrecken sich von Oslo bis Nürnberg und von Nymwegen bis Nowgorod, ihre gemeinsame Verkehrssprache ist niederdeutsch.

«Ich bin ein Kind der See.» Beneke

Die gewerbliche Hanse-Schifffahrt wird immer wieder von feindlichen Mächten bedroht. Ihre Handelsflotte benötigt daher militärischen Schutz auf dem Wasser. Während in den Binnenstädten der Bürger nur dann zur Waffe greift, wenn seine Stadt unmittelbar bedroht ist, sonst aber den Kriegsdienst Söldnern überlässt, besteht die seemännische Besatzung der Hanse-Kriegsschiffe aus einheimischen Bürgern. 1356 tritt der erste Hansetag, die «gesamthansische Tagfahrt», zusammen. Es ist eine Konferenz, an der fast alle Städte des Bundes teilnehmen und wo man sich zur Wahrung der Handelsprivilegien zu einem gemeinsamen Vorgehen verpflichtet. Danach wird die «düdesche hanse» zur Großmacht in Nordeuropa.

Insbesondere mit dem Königreich Dänemark, zu dem damals auch Norwegen und Südschweden gehörten, gibt es seit 150 Jahren schwere Konflikte. Sie entzündeten sich vor allem am soge-





nannten Sundzoll. Alle nichtdänischen Schiffe müssen am Öresund, der Meerenge zwischen Seeland (Dänemark) und Schonen (Schweden), in der Stadt Helsingör ohne jede Gegenleistung eine erhebliche Zollgebühr entrichten, wenn sie von der Ostsee in die Nordsee oder umgekehrt segeln. Das will die Hanse sich nicht gefallen lassen, und es kommt immer wieder zu kriegerischen Auseinandersetzungen.

Bei einem dieser Scharmützel erobert Beneke 1466 bei Bornholm das dänische Kriegsschiff «Anholt» und bringt es nach Danzig. Dafür erhält der junge Mann die Beförderung zum Kapitän. Im Frühjahr 1469 bricht ein Krieg mit England aus. König Eduard IV. hat den Stalhof in London, wichtigster Handelsstützpunkt der Hanse im Westen, stürmen und plündern lassen. Viele Kaufleute werden interniert, ihr Eigentum beschlagnahmt. Die Flotten von Hamburg (Flaggschiff «Große Marie»), Lübeck («Georgsdrachen»), Stralsund und Danzig setzen sich sofort in Marsch. Man stelle sich vor: Deutsche Unternehmer ließen sich damals von ausländischen Potentaten keine Vorschriften machen!

Zu den Kapitänen dieser Flotte wird auch Beneke ernannt, obwohl er mit knapp 30 Jahren eigentlich noch zu jung ist. Er kommandiert die von ihm gekaperte «Anholt» und die «Pomuchel» (Dorsch). Zuvor ermahnt ihn ein besorgter Danziger Ratsherr: «Ihr seid vom Lehrling gleich zum Meister gewor-

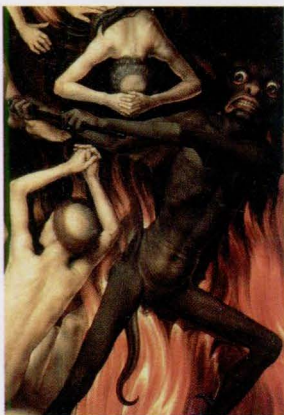
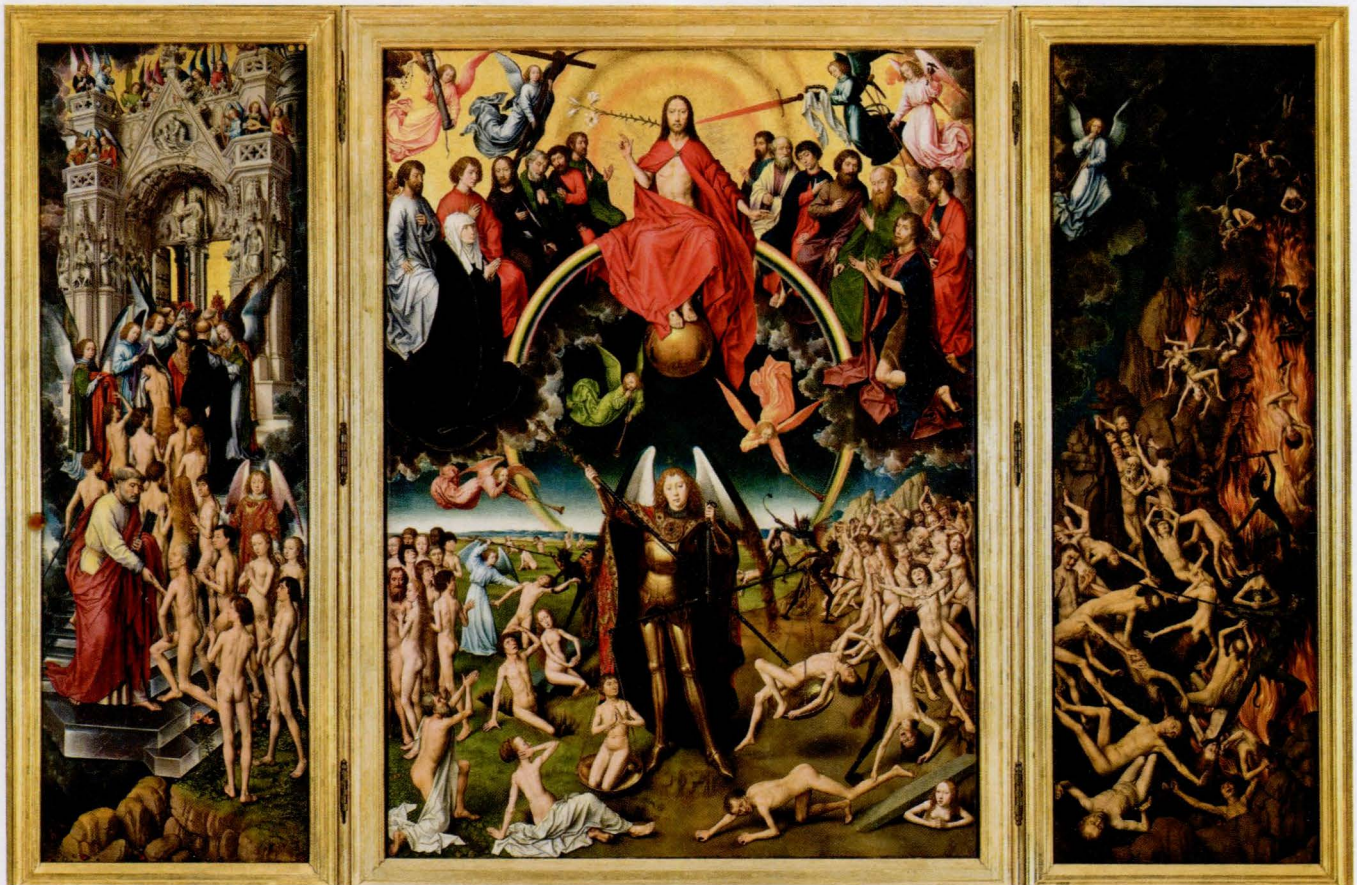


den, das könnte Euch zur Unbesonnenheit verleiten.» Leicht gereizt antwortet Beneke: «Dann habe ich erst recht die Pflicht, mein Gesellenstück nachzuliefern.» Und er hält sein Versprechen. Es gilt vor allem, einen Angriff auf die englisch-niederländischen Seeverbindungen zu führen.

Auf der Reede von Brügge liegen im Sommer fünf englische Kriegsschiffe, angeführt von der mächtigen «Saint John». Beneke will mit seinen zwei Kog-

Danzig gehörte zu den wohlhabendsten Hansestädten und gebot auch über eine große Kriegsflotte. Bild: picture alliance / akg-images

Bild ganz oben: In Paul Benekes Heimatstadt Danzig (rechts das berühmte Krantor) florierten Gewerbe und Handel. Farbblithographie (um 1909) aus einer Serie kulturgeschichtlicher Bilder. Bild: picture alliance / akg-images



Wertvollste Beute: Das Triptychon *Das jüngste Gericht* (zwischen 1466 und 1473) von Hans Memling (1433–1494). Bild darunter: Detail.

Bild: Public domain, Wikimedia Commons

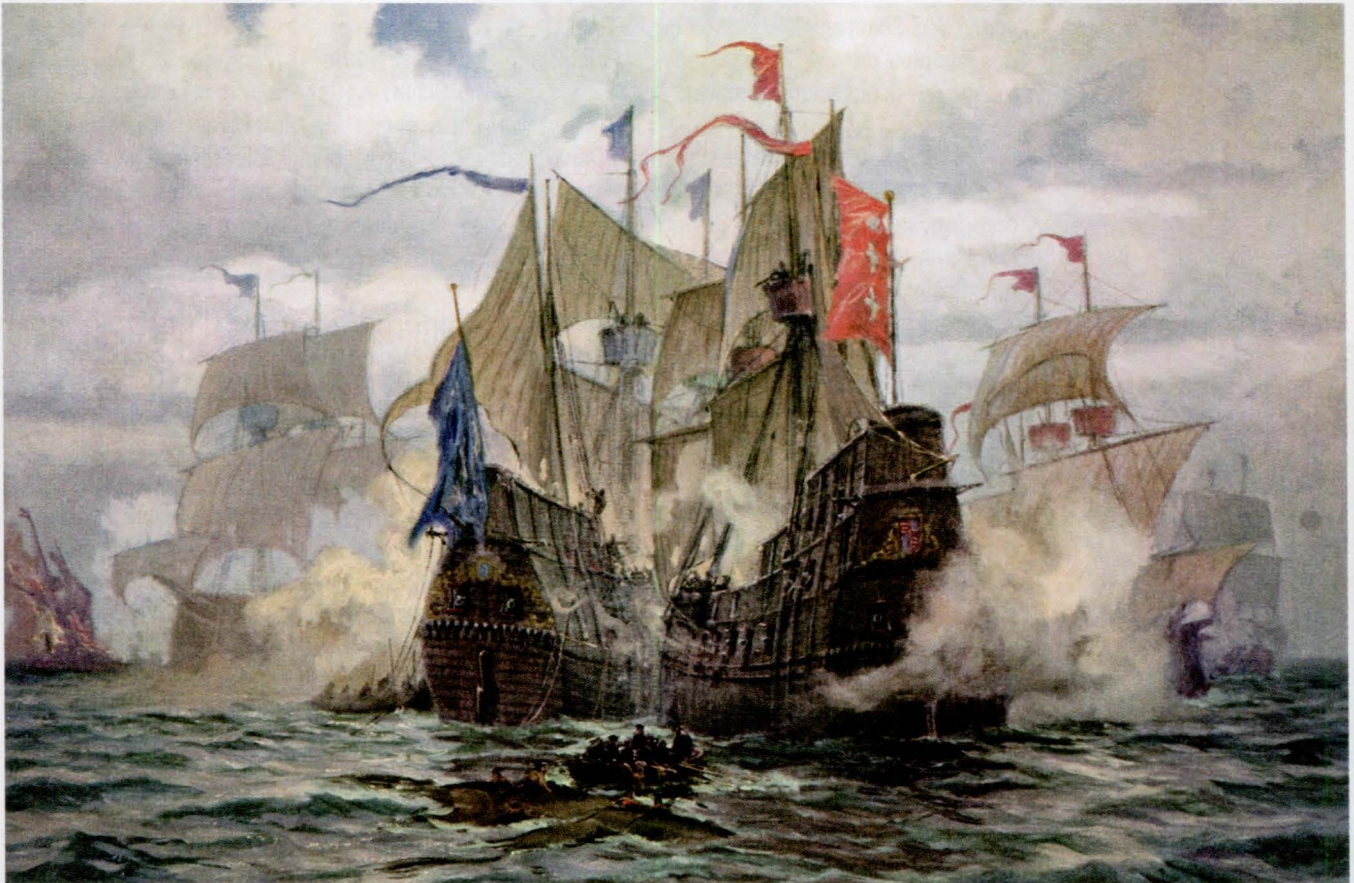
gen diese Übermacht unbedingt angreifen, obwohl ihm sein erfahrener Steuermann Eler Bokelmann dringend davon abrät. Er schmiedet einen tollkühnen Plan, um die «Saint John» lahmzulegen. Gegen Mitternacht erscheint ein Fischerkahn längsseits des Engländers. Die beiden Insassen sagen dem Offizier der Wache, sie seien vom Rudern ermüdet, wollten deshalb im Windschatten des großen Schiffes festmachen und sich eine Suppe kochen. Der Offizier erteilt ihnen die Erlaubnis. Beide Fischer verholen ihr Boot am Heck der «Saint John» und entfachen ein Kesselfeuer. Als die Suppe gar ist, gießt einer der Fischer – es ist Beneke selbst – die Flüssigkeit in eine der über dem Wasser liegenden Ösen, in denen das Haupttruder aufgehängt ist. Tatsächlich handelt es sich um geschmolzenes Blei. Mit freundlichem Dank entfernen sich die Fischer.

Wohlverdient: Beneke bekam den Beinamen «harter Seevogel».

Am Morgen erscheinen Benekes Koggen plötzlich im Nebel vor dem Bug des nächsten Engländers; sie haben am Großmast die Flagge von Danzig gehisst: Zwei übereinanderliegende weiße Kreuze und eine Krone auf rotem Tuch. Die Deutschen schießen mit sogenanntem Hagelschrot aus Kanonen auf kürzeste Distanz; dabei handelt es

sich um ein Gemisch aus Eisenstücken und Nägeln, die Segel und Takelage zerfetzen und den Matrosen gefährliche Wunden zufügen. Das Schiff selbst bleibt dabei weitgehend intakt – die hohen Herren der Hanse sind in erster Linie Geschäftsleute, keine Krieger, und untergegangene Schiffe bringen nichts ein. Bald sind die englischen Besatzungen stark dezimiert und gezwungen, ihre Ankertae zu kappen. Doch die «Saint John» treibt wegen ihres festgelöteten Ruders steuerlos auf die offene See. Da der Engländer achtern keine Geschütze besitzt, kann Beneke den bewegungsunfähigen Gegner durch einige Breitseiten kampfunfähig schießen. Zwei englische Schiffe fliehen daraufhin, die anderen beiden werden von den Danzigern erobert und in ihre Flotte eingegliedert.

Es bleibt nicht die einzige Ruhmestat des deutschen Kapitäns, den man inzwischen «harter Seevogel» nennt. 1470 nimmt seine Besatzung John Stockton, den Lord Mayor von London, im Ärmelkanal gefangen. Beneke erhält zur Belohnung eine goldene Ehrenkette und die Aussicht auf einen Posten als Ratsherr. Mit England ist inzwischen ein neuer Konflikt ausgebrochen. König Eduard IV., ein Musterbeispiel an Verschlagenheit und Undank, war im Gefolge der «Rosenkriege» zwischen den Dynastien Lancaster und York im Oktober 1470 vom Thron gestürzt worden und musste nach Holland fliehen. Von dort betrieb er mit seinem Schwager, Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, die Revanche.



Schon im März 1471 segelt Eduard wieder nach England – und zwar mit massiver Unterstützung der Hanse! Bei allen vorhergehenden Quereilen – Geschäft ist Geschäft – war man bereit, dem Monarchen zu helfen. Seinen Geleitzug soll niemand anderes als Paul Beneke militärisch schützen. Das deutsche Findelkind befindet sich so unversehens in den Sphären der hohen Politik. In dem entscheidenden Dokument heißt es: «Paul Beneke verpflichtet sich, den von Karl von Burgund mit Geld, Waffen und Kriegen zu unterstützenden Eduard von England mit 14 hansischen Schiffen nach England zurückzuführen und 14 Tage lang nach der Landung zu seiner Verfügung zu bleiben. Eduard verspricht, wenn er den englischen Thron zurückerobert hat, mit der Hanse Frieden zu schließen und ihre alten Rechte erneut zu bestätigen.»

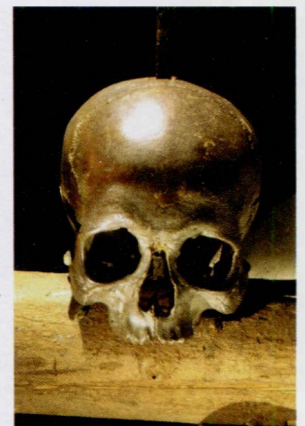
Kaum wieder in der Heimat, vergisst Eduard unter dem Druck seiner einheimischen Kaufleute alle Zusagen, und so kommt es wieder zum Krieg. Auf erneuter Fahrt vor der flandrischen Küste stößt Beneke 1471 auf zwei englische Kriegsschiffe, «Magdalena de Dieppe» und «Swan of Caen». Die Danziger Seeleute zeigen plötzlich Furcht und verweigern den Kampf gegen einen doppelt überlegenen Feind. Bevor es zur Meuterei kommt, packt Paul Beneke seine Männer bei ihrer Ehre. «Sollen wir unser Leben lang die Schande tragen, dass die Kinder mit Fingern auf uns weisen und uns nachschreien: "Das sind jene, die sich

von Welschen (Ausländern) jagen lassen!" Muss ich mit eigenen Ohren hören, dass uns Welsche nachrufen, so müsse man deutsche Hunde jagen? Sollte ein ehrlicher Deutscher nicht eher sterben als das anhören?» Jetzt gibt es für die Matrosen kein Zögern mehr. Man überschüttet die Engländer erst mit einem Kanonenhagel, geht dann längs-seits und zwingt sie zur Kapitulation. Beim Enterkampf an Bord des feindlichen Flaggschiffs wird Beneke durch einen Lanzenstich schwer verwundet, der Vizekommandant Marten Bardewig fällt im Gefecht.

«Sollte ein ehrlicher Deutscher nicht eher sterben als das anhören?!» Beneke

In seiner Heimatstadt hat man inzwischen ein neues unerhörtes Kriegsschiff in Dienst gestellt. Es ist der Dreimaster «Peter von Danzig». Mit einer Länge von 52 Metern, einer Tragfähigkeit von 800 Tonnen, 300 Mann Besatzung und 50 Soldaten sowie 18 Kanonen zählt es zu den größten Schiffen Nordeuropas. Er ist in der neuartigen Kraweel-Bauweise konstruiert. Dabei überlappen sich die Schiffsplanken nicht mehr, sondern stoßen glatt gegeneinander, werden durch Spanten und Dübel

Mit dem «Peter von Danzig» (re.) errang Beneke mehrere Seesiege über englische und französische Geschwader. Gemälde des Marinemalers Alexander Kircher (1867–1939). Bild: Historischer Bilderdienst



Piraten wurden von der Hanse unnachlässig verfolgt und ihre Schädel ausgestellt. Foto: Michail Jungierek, CC-BY-SA-3.0, Wikimedia Commons

Niedergang der Hanse

Die Hanse war eine Vereinigung niederdeutscher Kaufleute und der von ihnen dominierten Städte zwischen Mitte des 12. Jahrhunderts und Mitte des 17. Jahrhunderts. Mit eigenen Streitkräften vor allem zur See schützte man die Handelswege und errang eine dominierende Stellung besonders im Ostseeraum.

In Zeiten schwacher Zentralgewalt im Deutschen Reich stellte die Hanse eine alternative Organisationsform für das aufstrebende Bürgertum dar – ein nichtstaatlicher Machtfaktor. Ihr Niedergang im 15. Jahrhundert setzte ein, als sich Großbritannien, Dänemark und Russland festigten und dem Städtebund Transport- und Lagerrechte streitig machten. Mit der Entdeckung von Amerika 1492 verlagerten sich die Handelswege auf den Atlantik, die Bedeutung der europäischen Randmeere und damit der Hanse nahmen ab.

verbunden. Somit entsteht eine glatte Außenfläche des Rumpfes, der weniger Wasserwiderstand leistet und das Schiff schneller macht.

Am 19. August 1471 setzt «Peter von Danzig» zum ersten Mal die Segel zur Kriegsfahrt. Kommandant des Schiffes ist zunächst Berndt Pawest. Doch der Mann erweist sich als überfordert: Kein einziger Schlag gegen den Feind gelingt, vielmehr wird das Schiff bei einem unglücklichen Segelmanöver vor der holländischen Halbinsel Walcheren schwer beschädigt und muss in den Heimathafen zurückkehren. Pawest ist nobel genug, den Danziger Ratsmännern Paul Beneke als seinen Nachfolger vorzuschlagen. Er sagt: «Ich hoffe, dass es Euch Herren nicht zuwider ist, denn dieser Mann ist berufen und geeignet wie kein anderer.»

Das beweist Paul Beneke im Frühling 1473, als er vor der Themsemündung auf das englische Schiff «Saint Thomas» trifft. Er geht mit seiner Karavelle längsseits und setzt die geschmiedeten Kanonen ein: «Schothussen», leichtkalibrige Geschütze, die über dem Schanzkleid festgezurret sind und «Lotbussen», die Eisenkugeln verschießen. Die «Saint Thomas» hat in Brügge eine Ladung an Bord genommen, welche über die Nordsee in den Atlantik und von dort über das Mittelmeer nach Pisa und Florenz verschifft werden soll. Auftraggeber ist die mächtige Florentiner Kaufmannsfamilie der Medici. Eine reiche Ladung aus Seidenstoffen, Gold, Edel-

steinen und Gewürzen wird von Benekes Männern nach hartem Kampf erbeutet. Ihr wertvollster Schatz ist das Triptychon «Jüngstes Gericht», ein zwei mal drei Meter großes Gemälde des Flamen Hans Memling. Man schenkt es der Heimatstadt Danzig, wo es noch heute in der Marienkirche zu sehen ist.

Seidenstoffe, Gold, Edelsteine und Gewürze werden von Benekes Männern erbeutet.

1474 muss England den Frieden von Utrecht schließen, die Vorrechte der Hanse bestätigen und hohe Entschädigungen zahlen. Paul Beneke fährt auf Schiffen wie dem «Fliegenden Geist» weiter erfolgreich Geleitschutz. Doch während ein orditärer Seeräuber wie Klaus Störtebeker heute als Held gefeiert wird, hat man Beneke weitgehend vergessen. Knapp 40-jährig stirbt der «harte Seevogel» 1480 infolge einer Epidemie. Ihm war es zu verdanken, dass die deutsche Hanse in den folgenden 100 Jahren Führungsmacht auf den Nordmeeren blieb. ■

Heute dominieren auf der Motlau vor Danzig vor allem Touristenschiffe. Foto: GLOck, Shutterstock.com



Vater der Landsknechte

_ Georg von Frundsberg (1473–1528)

Krieger haben eine ganz besondere Ehre im Leib. Diese und andere fast vergessene Tugenden brachte der «Vater der Landsknechte» wieder ins Bewusstsein der deutschen Heere zurück. Darüber wurde er freilich zum armen Mann.

Brodelnd und aufgeregt ist die Atmosphäre an diesem denkwürdigen 17. April 1521. Durch die engen Straßen von Worms schreitet ein hagerer Augustinermönch. Dieser bestaunte und beschimpfte Geistliche ist niemand anderes als Martin Luther, der seine ketzerische Lehre vor dem Kaiser und den höchsten Würdenträgern des Reiches verteidigen soll. Unterliegt er, dann droht ihm der Tod auf dem Scheiterhaufen. In einer Gasse nahe dem Sitzungssaal im bischöflichen Palast nähert sich ein hünenhafter Krieger, klopft Luther auf die Schulter und sagt: «Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und meine Obristen auch in der allgefährlichsten Schlacht nicht getan haben. Bist Du aber rechter Meinung und Deiner Sache gewiss, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost.» Luthers Fürsprecher in dieser kritischen Stunde war der deutsche Feldhauptmann Georg von Frundsberg, einer der berühmtesten Feldherren seiner Zeit.

«So gab der greise Degen
Am heißen Kampfestag
Dem Luther seinen Segen,
Den Hand- und Ritterschlag»,
schrieb der dichtende Theologe Karl Rudolf Hagenbach.

Frundsberg entstammte einem Tiroler Adelsgeschlecht, das 1467 nach Mindelheim in Schwaben umzog. Mit 18 Jahren, im Frühjahr 1492, unternahm er seinen ersten Kriegszug, 1497 den zweiten. Es waren eher unbedeutende Scharmützel, doch auf diesen Unternehmen konnte man wichtige Erfahrungen sammeln. Vor allem das Lagerleben erwies sich als sehr lehrreich. Hier beobachtete Frundsberg das Treiben des Fußvolks, der weiland «Landsknechte» genannten Söldner. Es war eine buntscheckige Truppe mit frühdemokratischen Organisationsformen, gewählten Vertrauensleuten und eigener Gerichtsbarkeit. Frundsberg bemerkte schnell, dass unter diesen Landsknechten Trunkenheit, Glücksspiel und Prostitution grassierten, dass nicht Ehre sie zum Kampf trieb, sondern Beutemachen, Saufen und Prassen. Er registrierte, was fehlte an der Zucht dieser Krieger, was faul war an ihrer Moral und was den Sieg erschwerte.

Wer sich um die Heerbanner der Landsknechte scharte, war meist weder eine gescheiterte Exis-



tenz noch der Bodensatz des Volkes. Arm durften die Bewerber schon deshalb nicht sein, weil sie Ausrüstung und Bekleidung selbst stellen mussten. Den gemeinen Landsknecht kostete eine zweckdienliche Ausrüstung 12 bis 14 Gulden (etwa 4.800

Von Frundsberg in einem zeitgenössischen Gemälde. (Maler unbekannt) Bild: picture alliance / akg-images



In der Schlacht bei Pavia errang Frundsberg 1525 einen triumphalen Sieg über die Franzosen. Ölgemälde auf Leinwand, vermutlich nach 1525 von einem unbekannten Künstler geschaffen. Bild: Public domain, Wikimedia Commons

bis 5.600 Euro). Zu den Fahnen eilten häufig Lehrlinge und Gesellen, die wegen der strengen Zunftgesetze keine Aussicht auf eine Meisterstelle besaßen, junge Adelsöhne, die von der Erbfolge ausgeschlossen waren, oder Bauern, denen der vergleichsweise immense Lohn des einfachen Landsknechts (bis zu 8 Gulden = 3.200 Euro monatlich) imponierte.

Die Besoldung bildete aber auch den Schwachpunkt der damaligen Armeen. Oft mangelte es den Kriegsherren am nötigen Geld, so dass die Landsknechte sich ihren Lebensunterhalt gewaltsam sichern mussten, was wiederum die Moral untergrub. Georg von Frundsberg, seit 1504 in kaiserlichen Diensten, gab als Heerführer seinen Männern eine feste Ordnung. In den «Artikelbriefen» legte er Rechte und Pflichten für Führer und Mannschaft fest, regelte das Gerichts-, Proviant- und Soldwesen ebenso wie Musterung, militärische Ämter und Befehlshierarchien.

Ein gemeinsames Exerzieren war damals nahezu unbekannt, auch feste Marschordnungen gab es kaum. Frundsberg lehrte nun, wie der Landsknechts haufen sich vor dem Feind in Vorhut, Hauptmacht und Nachhut zu teilen habe, wie man die Waffen zum Stoß ansetzt, Schützen zum Feuerüberfall bereitstellt und Schwachpunkte des Feindes erkennt. Seine Untergebenen redete er stets als «Söhne» oder «Brüder» an, und diese sahen in ihm den «Vater der Landsknechte».

Mit seinen gut gedrillten Truppen errang Frundsberg bedeutende Siege. 1513 schlug er ein zahlenmäßig vierfach überlegenes venezianisches Heer bei Creazzo vernichtend. Hier standen 2.000 gegen 9.000 Mann. Aus dieser Schlacht stammt sein Wahlspruch «Viel Feind', viel Ehr'!». Die Zeitgenossen sprachen erstaunt über das «Wunder von Creazzo», zumal wenig später auch noch die Eroberung der als uneinnehmbar geltenden Festung Cadore in den Dolomiten gelang.

«Viel Feind', viel Ehr'!»



Unter dem Einfluss seiner zweiten Ehefrau, dem Adelsfräulein Anna von Lodron, neigte Frundsberg der Reformation zu. Er wurde zwar kein erklärter Lutheraner, machte aber aus seiner Abneigung gegen das höchst weltliche Treiben des Papstes keinen Hehl. Nach dem Tod seines älteren Bruders hatte er die Herrschaft Mindelheim sowie einigen Streubesitz im Inntal und Südtirol geerbt. Eigentlich hätte er sich jetzt finanziell abgesichert zur Ruhe setzen können. Aber als Kaiser Karl V. Ende 1521 seine Dienste benötigte, war der pflichtbewusste Mann sofort zur Stelle. Der Monarch ernannte ihn zum Obersten Feldhauptmann; Ehefrau Anna musste derweil Herrschaft und Burg selbständig verwalten.

Im April 1522 stand Frundsbergs Landsknechten bei dem Jagdschloss La Bicocca nordwestlich von Mailand eine Armee der gefürchteten Schweizer Söldner in französischen Diensten gegenüber. König Franz I. von Frankreich befehligte persönlich 19.000

Mann, davon 16.000 Schweizer. Bei ihren Kämpfen ging es wüst zu. Oft waren es geradezu animalische Rituale, mit denen die Krieger sich selbst Mut machen und den Feind einschüchtern wollten. Als etwa die Landsknechte einen Angriff des Gegners abgeschlagen hatten, schnitten sie einem gefallen Hauptmann den Bauch auf und schmierten mit seinem Körperfett ihre Spieße ein.

Bei La Bicocca hielt sich Frundsberg in der vorersten Linie auf und erblickte beim Feind einen ehemaligen Waffengefährten, Arnold von Winkelried aus Unterwalden. Zweikämpfe vor oder mitten in der Schlacht sind keine Hollywood-Erfindung, sondern fanden damals tatsächlich statt. Winkelried forderte Frundsberg heraus und rief: «He, Du alter Bösewicht, finde ich Dich hier! Hat Dein Leben noch kein Ende? Du musst hier von meinen Händen sterben.» Der antwortete: «Es soll Dir widerfahren, will's Gott!» Die beiden stürzten aufeinander

Nicht Ehre trieb die Söldner zum Kampf, sondern Beutemachen, Saufen und Prassen.

König Franz I. von Frankreich musste sich bei Pavia gefangen geben. Ölgemälde (1681) von Jan Erasmus Quellinus (1634–1715). Bild: Public domain, Wikimedia Commons





Frundsbergs Motto: «Viel Feind – viel Ehr!» Bild: Public domain, Wikimedia Commons

los und binnen Kurzem hatte der Deutsche seinen Widersacher und auch noch dessen Spießgesellen Albrecht von Stein mit seiner schweren Hellebarde erschlagen. In der nachfolgenden Schlacht zertrümmerte Frundsberg die feindlichen Linien so gründlich, dass Franzosen und Schweizer sich fluchtartig aus Italien zurückzogen. Kaum 50 Jahre nach ihren spektakulären Siegen über Herzog Karl den Kühnen von Burgund mussten die Schweizer es hinnehmen, dass sie in Georg von Frundsberg ihren Meister gefunden hatten.

Nach zwei ereignislosen Jahren begannen die Franzosen 1525 eine erneute Invasion in Oberitalien. In seinem *Treuen Rat und Bedenken eines alten, wohlversuchten und erfahrenen Kriegsmannes* hatte Frundsberg mittlerweile eine Art Grundgesetz für die Landsknechtstruppe verfasst, mit dem Ziel, «den Krieg in einen ordentlichen Staat zu verfassen». Er erteilte darin taktische und strategische Weisungen, die das Kriegswesen seiner Zeit erheblich beeinflussten.

Seit Januar 1525 belagerten die Franzosen wieder unter ihrem offenbar unbelehrbaren König Franz I. mit 26.000 Mann und 55 Geschützen die oberitalienische Stadt Pavia. Einen Monat später

eilten die Kaiserlichen mit 23.000 Landsknechten zu Hilfe. Frundsberg errang in der am 24. Februar 1525 entbrennenden Schlacht seinen spektakulärsten Erfolg. Bei Pavia stand das Heer der Schweizer und Franzosen schwer verschanzt hinter Mauern im Certosa-Park. Doch nach einem nächtlichen Angriff eroberten Frundsbergs Männer diese Befestigung. Die Franzosen mussten sich nun außerhalb ihrer sicheren Stellungen zum Kampf stellen.

«He, Du alter Bösewicht! Hat Dein Leben noch kein Ende?»

In dem ummauerten Parkgelände begann am Morgen des 24. Februar ein erbittertes Gefecht. Während französische und spanische Infanteristen noch miteinander rangen, führte Frundsberg den entscheidenden Schlag. In einem kühnen Flankenmarsch eilte er mit seinen 6.000 Landsknechten vom linken Flügel ins Zentrum und attackierte den Feind, der nun von drei Seiten eingekreist war. Weder der verzweifelte Mut des berittenen französischen Adels noch die bezahlte Tapferkeit der Schweizer vermochten die Niederlage abzuwen-

Das «Sacco di Roma», die Plünderung Roms, fand 1527 statt, nachdem Frundsberg sein Kommando niedergelegt hatte. Ölgemälde (1887) von Francisco Javier Américo y Aparici (1842–1912). Bild: Public domain, Wikimedia Commons





den. Letzte Hoffnungen schwanden, als auch der Schwarze Haufen («La bande noire»), eine gefürchtete niederländische Söldnertruppe, den Speißen von Frundsbergs Männern erlag. Die Niederlage der Franzosen war eklatant, sie verloren mehr als 10.000 Mann sowie 9.000 Gefangene; als prominentester Gegner musste sich König Franz I. von Frankreich ergeben. Sein Prunkschwert erhielt Frundsberg als Trophäe, weil er die Schlacht entschieden hatte.

Der Dichter unserer teilweise verfeimten Nationalhymne, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, schrieb über die Schlacht bei Pavia:

«Das Fähnlein auf, die Speiße nieder!
Dem Kaiser Sieg, dem Feinde Tod!
Das Leben ist gar wohlfeil heuer,
Ihr Landsknecht' drum verkauft es teuer. –
So war des Frundsberg erst Gebot.»

Mit fast 20.000 Soldaten zog der mittlerweile 52-Jährige 1526 gegen die Truppen des mit Frankreich verbündeten Papstes. Er schlug sie am Jahresende bei Brescia. Doch im Winter 1526/27 ist die Lage gespannt. Wochenlang haben die Männer keinen Sold mehr erhalten, obwohl Georg von Frundsberg sein Familiensilber für umgerechnet zwölf Millionen Euro verpfändet hat, um die Landsknechte zu bezahlen. Kaiser Karl V. versagt seinem treuen Feldherren weitere finanzielle Unterstützung. Einzig die Aussicht auf eine Plünderung Roms, wo Schätze aus aller Welt angehäuft sind, hält die Truppe zusammen.

Als Gerüchte über einen bevorstehenden Friedensschluss mit dem Papst die Runde machen, bricht am 16. März 1527 im Feldlager bei Bologna eine Revolte aus. Die Landsknechte jagen ihre Kommandeure aus dem Lager, roten sich vor Frundsbergs Zelt zusammen und brüllten unaufhörlich «Geld! Geld!» Der unerschrockene Hauptmann tritt vor die tobende Menge und versucht, sie zu beruhigen.

Wüst ging es oft in den Lagerplätzen der Landsknechte zu. Gemälde von Johann Lingelbach (1622–1674).
Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Bild links: Franz I. von Frankreich (1515–1547) musste sich Frundsberg mehrfach geschlagen geben. Gemälde (1538) von Tizian (um 1477–1576). Bild: picture alliance / akg-images / Erich Lessing

Frundsberg erhielt das Prunkschwert des französischen Königs als Trophäe.

Reich und Ritter

Friedrich Engels schreibt in *Der deutsche Bauernkrieg* über den Ritterstand: «Er war der nationalste Stand, und je mächtiger die Reichsgewalt, je schwächer und je weniger zahlreich die Fürsten, je einiger Deutschland, desto mächtiger war er. Daher der allgemeine Unwille der Ritterschaft über die erbärmliche politische Stellung Deutschlands, über die Ohnmacht des Reichs nach außen, die in demselben Maße zunahm, als das Kaiserhaus durch Erbschaft eine Provinz nach der andern an das Reich anhing; über die Intrigen fremder Mächte im Innern Deutschlands und die Komplotte deutscher Fürsten mit dem Ausland gegen die Reichsgewalt. Die Forderungen des Adels mussten sich also vor allem in der Forderung einer Reichsreform zusammenfassen, deren Opfer die Fürsten und die höhere Geistlichkeit werden sollten. Diese Zusammenfassung übernahm Ulrich von Hutten, der theoretische Repräsentant des deutschen Adels, in Gemeinschaft mit Franz von Sickingen, seinem militärischen und staatsmännischen Repräsentanten.»



gen. Aber die aufgebrachten Männer schreien weiter nach Sold und richten schließlich drohend ihre Spieße gegen ihn.

Für den körperlich und mental ausgezehrtten Mann ist das Maß voll. Vom Hirnschlag getroffen sinkt Frundsberg auf eine Trommel und verliert das Bewusstsein. Dieses plötzliche Unglück bringt die Meuterer wieder zur Vernunft. Sie schultern ihre Spieße und gehen ruhig auseinander. Doch diese Ruhe währt nicht lange. Beim «Sacco di Roma» lassen sie wenige Zeit später ihrem Zorn freien Lauf. Am 6. Mai 1527 wird Rom von den hungernden, zerlumpten und demoralisierten Soldaten gestürmt und

Typische Kampfszene aus dem frühen 16. Jahrhundert. Gemälde (um 1514) eines unbekannten Künstlers, den man als Meister der Würzburger Schlacht bezeichnet. Das Bild trägt den Titel Landsknechtschlacht. Bild: picture alliance / Artcolor

aufs Grausamste geplündert. Man darf gewiss sein, dass unter Frundsbergs Führung dieses Unglück nie stattgefunden hätte.

Erst vier Tage nach dem Aufbruch von Bologna fand der Feldherr seine Sprache wieder, war aber kampfunfähig. Er musste über Mailand und Ferrara nach Mindelheim transportiert werden. Zu Hause erwartete ihn weniger der Kriegerstolz als eine Schar geldgierigen Gläubiger. Am 20. August 1528 starb er auf seiner Stammburg Mindelheim. «Drei Dinge», so sein bitteres Resümee, «sollten jedermann vom Krieg abschrecken: Die Verderbung und Unterdrückung der armen, unschuldigen Leute, das unordentliche und sträfliche Leben der Landsknechte und die Undankbarkeit der Fürsten.»

Eine verspätete Genugtuung widerfuhr Georg von Frundsberg 1863. Auf Anordnung des Kaisers Franz Josef I. von Österreich wurde er in die Reihen der «berühmtesten, zur immerwährenden Nacheiferung würdigen Kriegsfürsten und Feldherren Österreichs» aufgenommen. Zu deren Andenken stellte man im heutigen Heeresgeschichtlichen Museum zu Wien lebensgroße Marmorstatuen auf. Frundsbergs martialische Gestalt, 1866 errichtet, kann man noch heute im Foyer betrachten. ■

Großen Wert legten die Landsknechte auf möglichst auffällige Kleidung – Uniformen waren noch unbekannt. Radierung (um 1530) von Daniel Hopfer (1470–1536). Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Der Schrecken der Türken

_ Ernst Rüdiger von Starhemberg (1638–1701)

Diesmal wollten die Osmanen Wien um jeden Preis erobern. Es sollte der Höhepunkt einer Jahrhunderte währenden islamischen Aggression gegen Europa werden. Doch besonders ein Mann aus Österreich hatte entschieden etwas dagegen.

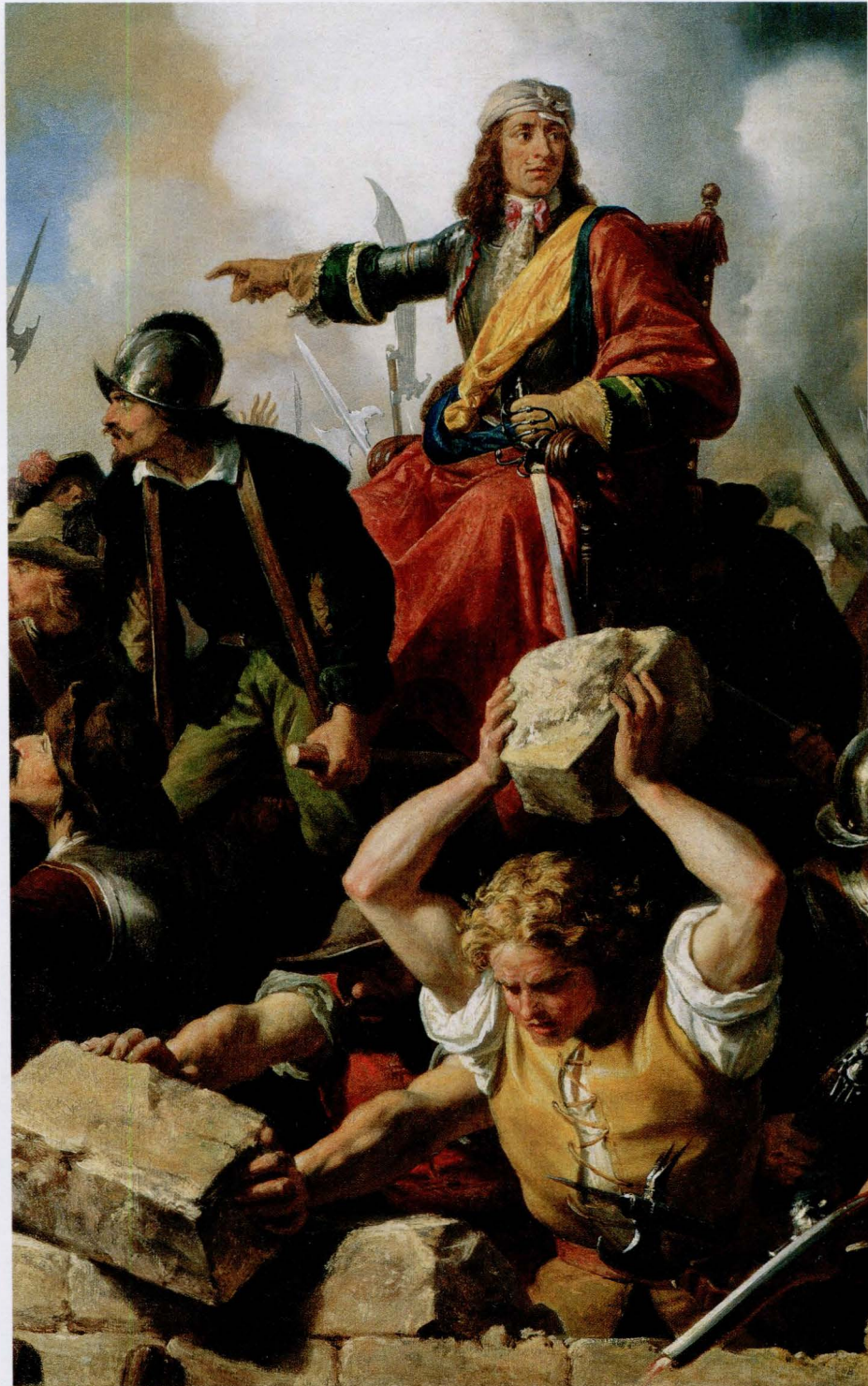
Mit seinem weißen Kopfverband sah er an diesem Augusttag des Jahres 1683 aus wie ein Mullah. Getragen wurde er von vier Männern auf einer erhöhten Sänfte wie der Heilige Vater zu Rom. Doch Ernst Rüdiger von Starhemberg war weder Muselman noch Geistlicher – nur ein schlichter Kämpfer für Kaiser, Deutsches Reich und sogar für ganz Europa.

Eigentlich war er zum Federfuchser bestimmt, wie man weiland die Beamtschaft herablassend nannte. Zwar hatten die Starhembergs, ein oberösterreichisches Uradelsgeschlecht, dem Kaiser schon viele tüchtige Militärs gestellt, doch Vater Konrad meinte, sein 1638 geborener Sohn solle sich im Verwaltungsdienst bewähren. So fungierte Ernst Rüdiger als Kämmerer, wurde Landrat in Niederösterreich und Oberkommissar im Mühlviertel bei Leonding.

Doch als 1664 wieder ein Krieg mit den Türken losbrach, zog der junge Starhemberg «gar bald den Kriebsruhm allen übrigen friedlichen Ehren- und Staatswürden vor und weihte sich mit allem Eifer dem Dienste der Waffen», wie ein Zeitgenosse schrieb. In der Schlacht bei Sanktgotthard zeichnete er sich am 1./2. August 1664 unter den Augen des berühmten Heerführers Raimund Montecuccoli erstmals aus, wurde 1669 zum Oberst befördert und Kommandeur des Infanterieregiments «Graf Sparre».

Heute zählt es zum guten Ton, die Gräueltaten der Türken als Übertreibungen zu verharmlosen.

Während jener wildbewegten Jahre lernte Starhemberg die exemplarisch grausame Kriegführung des türkischen Gegners zur Genüge kennen. Bei den etablierten Geschichtsverbreitern zählt es heute zum guten Ton, die Gräueltaten der Türken als Übertreibungen oder gar Legenden zu verharmlosen. Dabei schildern osmanische Quellen selbst voller Stolz, wie gründlich man unter den «Ungläubigen» aufgeräumt habe. Dieses Treiben bestätigt ein unverdächtig Zeuge. Der türkische Hofbeamte und Geschichtsschreiber Mehmed Aga befand sich 1683 bei der Armee vor Wien und berichtet über



Mehrfach verwundet, leitete Starhemberg unerschrocken die Verteidigung der Stadtwälle von Wien gegen den osmanischen Feind. Gemälde (um 1865) von Karl von Blaas (1815–1894). Bild: Belvedere, Wien, Detail



Soldat und Kämpfer aus Berufung – der Feldherr Starhemberg.

Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Vor allem gegen die Löwelbastei rannten die Türken immer wieder vergeblich an. Ölgemälde (1837) von Leander Russ (1809–1864).

Bild: Public domain, Wikimedia Commons

die türkische Soldateska: «Da dehnten sie ihre Raubzüge aus und zerstörten unterwegs die Dörfer, Städte und Burgen, machten die Männer nieder, führten die Frauen und Kinder in die Sklaverei ab, verbrannten die Wohnstätten und Saatfelder zur Gänze und verwüsteten und verheerten die Länder der Ungläubigen derartig, dass sie auch nach hundert Jahren ihren früheren Zustand der Blüte nicht wieder erreicht haben dürften.» Und weiter heißt es bei Mehmed Aga: «Es verfielen auch die Enthaltensamen unter ihnen dem Trunke und begannen die mannigfaltigsten Übeltaten und unbegreifliche Schändlichkeiten zu verüben.»

Dass die Gefahr so groß und so nahe war, wollten die Wenigsten wahrhaben.

Während der Türkenkriege und ebenso gegen die französischen Aggressionsheere Ludwig XIV. zeichnete sich Starhemberg durch persönliche Tapferkeit und umsichtige Truppenführung aus. Als Kommandeur (seit 1675 Feldmarschall-Leutnant) handelte er streng gegen sich selbst und streng gegen alle Untergebenen. Seine gnadenlose Wahrheitsliebe ging manchmal bis zu schroffen und verletzenden

Worten. Der hochgebildete, mehrsprachige Mann besaß auch ein cholerisches Temperament, was ihm etliche Widersacher schuf. Allerdings musste jeder sein selbstloses Pflichtgefühl und seine Führungsqualitäten anerkennen.

Die größte Bewährungsprobe seines Lebens legte Starhemberg im Sommer 1683 ab. Drei Jahre zuvor hatte ihn Kaiser Leopold I. zum Stadtkommandanten von Wien und Obersten der «Stadtguardia» ernannt. Nun drohte der Metropole eine tödliche Gefahr. Sultan Mohammed IV. hatte seinem Großwesir Kara Mustafa die grüne Fahne des Propheten überreicht. An diesem 3. Mai 1683 brach das etwa 160.000 Mann nebst 200 Kanonen zählende türkische Heer von Adrianopel (heute Edirne) auf und marschierte in Richtung Belgrad. Doch die serbische Stadt war nicht das Ziel des Kriegszuges. Kara Mustafa, ein von Ehrgeiz und Machtgier erfüllter Mann, wollte etwas erreichen, woran die Türken 1529 gescheitert waren – die Eroberung von Wien, der Schlüsselfestung des christlichen Abendlandes.

So staunten die lebenslustigen Wiener nicht schlecht, als Kaiser Leopold I. am 7. Juli 1683 mit großem Gefolge die Stadt verließ und nach Linz zog. Zwar hatte man von einem riesigen Türkenheer gehört, das von Osten her anrückte, aber dass die Gefahr so groß und so nah war, wollten die Wenigsten wahrhaben. Als drei Tage später Gene-





ral Starhemberg aus Schwechat kommend über die Donaubrüchen mit 4.000 Mann Kavallerie in Wien einrückte und kurz darauf 7.000 Infanteristen folgten, zeigte sich der Ernst des Geschehens. Schon am 5. Juli hatten die Türken das westungarische Raab erreicht.

Die Verteidigung lag in den Händen von 11.000 Mann regulärer Truppen sowie etwa 7.000 Freiwilligen der waffenfähigen Bürger-, Handwerker- und Studentenmilizen. Das war wenig genug, aber die Donau-Metropole besaß starke Mauern, sie waren in den letzten Jahren nach modernen Fortifikationsmethoden ausgebaut worden. Zwölf mächtige, sich gegenseitig flankierende Bastionen umgaben

den Stadtkern etwa im Bereich der heutigen Ringstraße. Belagerungsartillerie konnte diese Festung kaum ernsthaft gefährden. Die Verteidiger durften – anders als 1529 – auch auf Unterstützung von außen hoffen. Papst Innozenz XI. hatte nicht nur große Geldbeträge für den Türkenkrieg aufgebracht, sondern auch ein Bündnis zwischen dem Kaiser und König Jan Sobieski von Polen vermittelt. Gemeinsam mit den deutschen Reichsfürsten sollte dessen Heer die Belagerung Wiens sprengen.

Die Bevölkerung Niederösterreichs wurde von Türken und Tataren auf ihrem Vormarsch wieder aufs Schlimmste malträtirt. Ihre «Renner und Brenner» genannten Horden plünderten, mordeten, ließen Häuser, Gehöfte und Kirchen in Flammen aufgehen, verschleppten Tausende als Sklaven nach Anatolien. Alle Orte rings um Wien wie Hainburg, Schwechat, Pellendorf und Laa wurden niedergebrannt.

Am 14. Juli 1683 standen Kara Mustafas Truppen vor der Stadt. Der Großwesir errichtete seine Zeltburg auf der «Schmelz», einer Wiesenfläche westlich der Stadt, heute der Gemeindebezirk Rudolfsheim. Am folgenden Tag begann die Beschießung. Schon am 16. Juli war Wien eingeschlossen – von Nussdorf im Norden über Dornbach im Westen bis Simmering im Süden. Bald merkte Kara Mustafa, dass seine meist kleinkalibrigen Kanonen nur wenig gegen die Stadtmauern ausrichten konnten. Der Wesir ließ daraufhin Gräben ziehen und Tunnel mit Sprengminen graben. Die Türken wühlten sich

Als «Renner und Brenner» gefürchtet, hausten die türkischen Truppen jahrhundertlang in Osteuropa und auf dem Balkan. Gemälde von Józef Brandt (1841–1915). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Bild links: Großwesir Kara Mustafa überlebte seine Niederlage nicht lange; er wurde noch 1683 hingerichtet. Porträt des Großwesir Kara Mustafa Pascha. Öl auf Leinwand. Künstler unbekannt. Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Die türkischen Horden plünderten, mordeten und brandschatzten.



Am 12. September 1683 kam die Erlösung: Deutsch-polnische Truppen verjagten die Türken vom Kahlenberg. Gemälde (um 1688) von Franz Geffels (1625–1694).

Bild: picture alliance / agk-images



Wien war durch ein System von Bastionen geschützt. Bild: Daniel Suttinger, Public domain, Wikimédia Commons

durch die Erde bis zu der im Südwesten gelegenen Löwelbastion und der benachbarten Burgbastion. Hier explodierte am 2. August die erste Mine und riss Teile der Stadtmauer ein. Starhemberg inspierte dreimal am Tag und einmal nachts sämtliche Wälle und Minengänge, «wobei das erhebende Beispiel des unermüdlischen Stadtkommandanten, dessen Heldengestalt überall zu sehen war, wo Gefahr drohte, eine wahre Begeisterung hervorrief», wie ein Augenzeuge berichtet.

Den Türken gelang es immer öfter, in die Befestigungsanlagen vor dem Schottentor einzudringen. Wilde Handgemenge entbrannten. Man kämpfte buchstäblich um jede einzelne Palisade, um jeden Mauerstein. Dabei wurde Starhemberg am 25. Juli durch einen Bombensplitter schwer am Kopf und am Arm verwundet. Trotzdem führte er die Verteidigung persönlich weiter und ließ sich mit einer Sänfte zu den Kampfschauplätzen tragen. Auch die türkischen Verluste waren sehr hoch, so dass Kara Mustafa schon am zehnten Tag der Belagerung einen kurzen Waffenstillstand «der vielen Toten und des abscheulichen Gestanks halber» aushandeln wollte. Starhemberg ließ durch einen Dolmetscher ausrichten: «Ich habe lauter gesunde Soldaten und daher keine Toten zu begraben. Wir werden redlich

fechten und uns bis auf den letzten Blutstropfen wehren.» Daraufhin drohte der Türke, seine Männer würden nach der Erstürmung Wiens «auch das Kind im Mutterleib nicht verschonen».

Kara Mustafa drohte, man werde nach der Erstürmung Wiens «auch das Kind im Mutterleib nicht verschonen».

Anfang September wurde die Lage kritisch. Unter den Verteidigern wütete eine Ruhrepidemie, ihr fiel Starhembergs engster Kampfgefährte zum Opfer: Bürgermeister Johann Andreas von Liebenberg starb am 10. September. Er hatte vorrangig den Wach- und Feuerlöschdienst hervorragend geleitet. Auch der tapfere Kommandant der Bürgerwehr, Daniel Fockhy, ein Großkaufmann, erkrankte. Kapitalisten waren damals ganz offenbar noch bereit, das Abendland mit der Waffe in der Hand zu beschützen. Starhemberg lag von Krämpfen der Ruhr geschüttelt ab 11. August neun Tage lang in



der Turmstube des Stephansdoms, beobachtete die Bewegungen des Feindes und traf Gegenmaßnahmen. Munition, Medikamente und Lebensmittel gingen zur Neige, mehrere Bastionen lagen in Trümmern. Starhemberg schickte einen dringenden Hilferuf an den kaiserlichen General Karl von Lothringen, der mit seinen Truppen nördlich von Wien auf Verstärkung wartete. In der Nacht vom 7. auf den 8. September (die Belagerung dauerte nun schon 56 Tage) stiegen von der Anhöhe des Kahlenberges Leuchtraketen auf. Sie signalisierten das Nahen des Befreiungsheeres vom nördlichen Rand des Wienerwaldes.

Hier hatte sich eine gewaltige Streitmacht versammelt. Fast 75.000 Mann standen bereit, davon 24.000 aus Polen unter König Jan Sobieski, 21.000 Mann unter Karl von Lothringen und Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden, dem legendären «Türkenlouis». Dazu kamen 10.000 Bayern, 9.000 Sachsen, 4.000 Brandenburger. Kara Mustafa wurde vom Auftauchen dieser Armee in seinem Rücken völlig überrascht.

Am 12. September 1683 kam es auf dem Gebiet des heutigen Wiener Stadtteils Währing zur Schlacht. Sie wurde vor allem durch die pol-

nischen Panzerreiter entschieden, eigentlich eine antiquierte Waffengattung. Sie drängten die türkische Spahi-Kavallerie zurück, so dass Karl von Lothringen sie bei Nußdorf in die Zange nehmen konnte. Gleichzeitig hämmerten sämtliche Wiener Kanonen aus den noch intakten Bastionen auf die Türken ein. Ihr Rückzug verwandelte sich schnell in eine wilde Flucht. Insgesamt verloren sie etwa 10.000 Tote, 5.000 Verwundete und 5.000 Gefangene.

Wien war nach 62 schweren Tagen gerettet und Starhemberg gemeinsam mit Jan Sobieski der Held des Tages. 120.000 Reichstaler ließ der Kaiser ihm zukommen, dazu den Rang eines Generalfeldmarschalls und den höchsten Orden vom Goldenen Vließ. Ein verdienter Lohn.

«Jetzt ist, o Wien, Dein bester Schild des Starhembergers Brust;
Wie trifft so gut sein scharfes Schwert, wie schwingt er es mit Lust!...
Die Fahne auf dem Stephansturm wohl sechzig Tage stand,
Es hielt sie fest der Starhemberg mit seiner treuen Hand»,
reimte im 19. Jahrhundert der Lyriker Guido Görres.

Die Türkenkriege

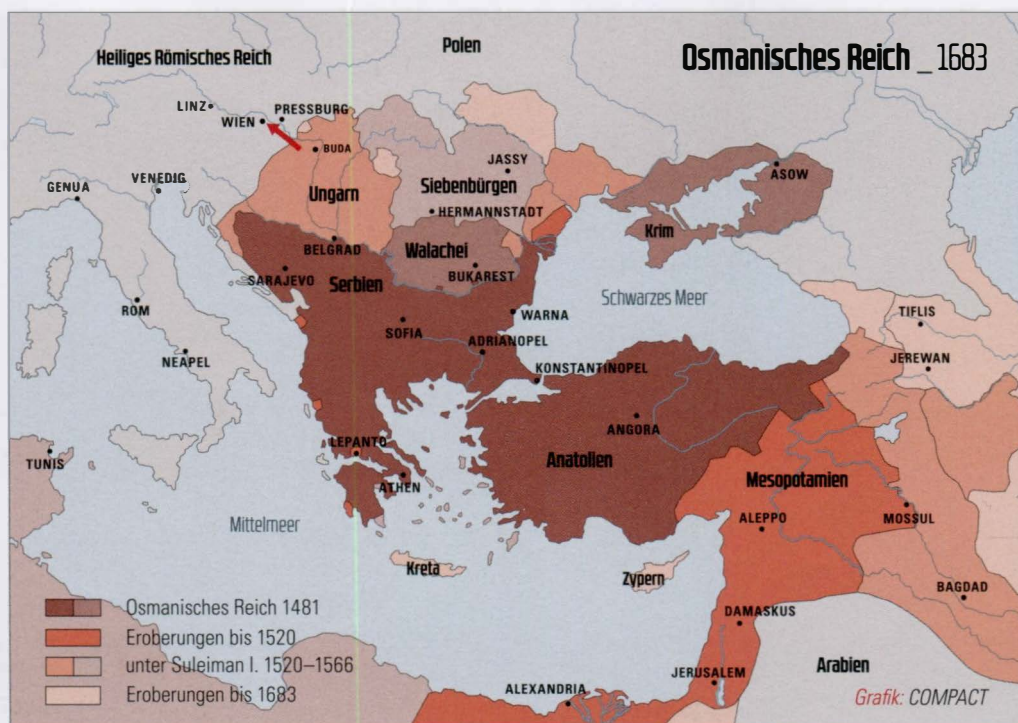


Mit dem Begriff «Türkenkriege» bezeichnet man den Abwehrkampf des christlichen Europas gegen das über den Balkan nordwärts drängende Osmanische Reich. Hauptleidtragende der Aggression waren die Völker zwischen Bosphorus und Budapest, Bollwerk der Abwehr vor allem das Habsburgerreich. Zu den wesentlichen Stationen des jahrhundertelangen Ringens gehören die Schlacht auf dem Amselfeld (1389) mit anschließender Eroberung Serbiens, der Fall von Konstantinopel (1453) mit anschließendem Ausgreifen nach Griechenland und Albanien, die Schlacht von Mohacs (1526) mit anschließender Niederwerfung Ungarns sowie die Belagerungen von Wien 1529 und 1683. Der Vormarsch der Osmanen wurde oft durch Frankreich, das den deutsch-habsburgischen Rivalen schwächen wollte, begünstigt.

Einzug des osmanischen Sultans Mehmed II. in Konstantinopel 1453.
Bild: Public domain, Wikimedia Commons

In der Nacht
stiegen von der
Anhöhe des
Kahlenberges
Leuchtraketen auf.

«...ein durch Tatkraft
rühriger, tapferer,
unbestechlicher
Krieger.»
Inscription auf dem Grab
Starhembergs

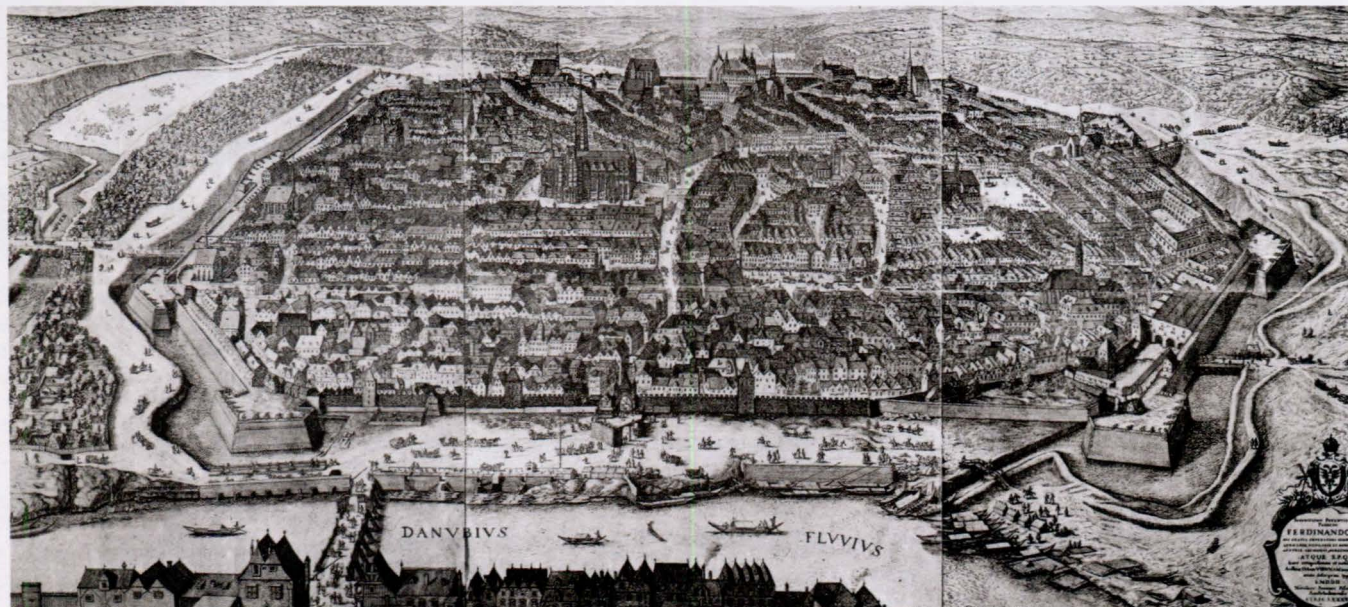


Die Verdienste des Österreichers waren damit aber noch nicht erschöpft. Er leitete die Belagerung der Donau-Festung Ofen (heute Budapest), die 1686 den Türken wieder entrissen werden konnte. Bei einem Angriff wurde ihm die linke Hand zerschmettert, ein Finger musste amputiert werden. Dabei litt Starhemberg zu jener Zeit derart heftig an der Fußgicht, dass er sich in einem Sessel zur Attacke tragen ließ! Weitere Verluste folgten, denn seine beiden einzigen Söhne Reichard und Heinrich fielen im Kampf gegen die Türken 1686 und 1691.

dierenden der Armee im Osten ernannt wurde (siehe S. 49 ff.). Als Vater einer Heeresreform gab er der Artillerie eine höhere Gewichtung; die später in ganz Europa geltende Einteilung der Infanterieregimenter in drei Bataillone ging auf ihn zurück.

63-jährig starb Ernst Rüdiger von Starhemberg 1701. Sein Grabmal in der Schottenkirche zu Wien beschreibt ihn: «ein durch Tatkraft rühriger, durch Klugheit scharfsichtiger, in der Schriftstellerei feinsinniger Mann, ein tapferer, durch Geschenke unbestechlicher Krieger». Den Sarg bedeckte ein Wappentuch. Es zeigte mit kaiserlicher Erlaubnis auch den Wiener Stephansdom, den der Feldherr 18 Jahre zuvor so tapfer der Christenheit erhalten hatte. ■

Wien um 1610. Noch waren seine später mächtigen Festungswälle erst zum Teil errichtet. Bild: Public domain, Wikimedia Commons





Der edle Ritter

– Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736)

Ein Adliger aus Oberitalien kämpfte von Jugend an für Kaiser und Deutsches Reich. Dabei setzte er schonungslos sein Leben aufs Spiel und wurde zur bewunderten europäischen Legende. Auch die schönen Künste verdankten ihm viel.

Prinz Eugen, ein deutscher Held? Sein Vater Maurice von Savoyen-Carignan war eine Art Halbfranzose, die Mutter Olympia Mancini Italienerin. Geboren im Pariser Hôtel Soissons. Also ein Multikulti-Typ? Wohl kaum, eher sollte er als Beispiel für gelungene Eingliederung von Ausländern im Deutschen Reich gelten – ganz ohne Integrationsbeauftragten oder Willkommenskulturprediger.

Sehr vielversprechend sah der 19-jährige Kandidat ja nicht aus: klein, schwächling, mit schiefer Körperhaltung und ungesunder Gesichtsfarbe. So trat er im Februar 1683 vor Frankreichs König Ludwig XIV. und verlangte ein Offizierspatent in dessen Armee. Doch der Monarch erinnerte sich an Äuße-

rungen, Eugen sei «ein sehr verderbter Junge», der «nichts Gutes zu versprechen schien». Außerdem ärgerte Ludwig das selbstbewusste Auftreten des Prinzen, der ihm «frech ins Gesicht starrte wie ein wütender Sperber». Kategorisch lehnte der König die Bitte seines Untertanen ab und beging damit nach eigenen Worten «die größte Dummheit meines Lebens».

Am Kaiserhof zu Wien hingegen nimmt man den vornehmen Adligen gern auf, denn ausländische Offiziere gelten als Statussymbol vieler damaliger Heere. Schon im Dezember 1683 wird der 20-jährige Obrist des österreichischen Dragonerregiments Kueffstein. Es ist just das Datum, an dem Wien von

Auf sämtlichen Schlachtfeldern siegreich – der schwächliche Savoyer war ein Vorbild seiner Männer. Gemälde (1718) von Jacob van Schuppen (1670–1751). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Das selbstbewusste Auftreten des Prinzen ärgerte König Ludwig.

Schon mit 22 Jahren
wird Prinz Eugen
zum Generalmajor
befördert.

der Belagerung durch ein türkisches Heer gerettet wird. In der Schlacht am Kahlenberg (S. 47) haben die Osmanen eine vernichtende Niederlage erlitten. Nun soll ihnen auch Ofen (heute Budapest) entrissen werden. Im Juni 1684 wird die ungarische Festung bestürmt; Eugen zeichnet sich dabei durch besondere Verwegenheit aus. «Dieser junge Savoyarde wird mit der Zeit all jenen gleichen, welche die Welt jetzt als große Feldherren betrachtet.» Dieses prophetische Lob spricht niemand Geringerer als Markgraf Ludwig von Baden, Oberkommandierender der kaiserlichen Streitkräfte, wegen seiner vielen Siege über den Feind im Osten «Türkenlouis» genannt. Bereits 1685, mit 22 Jahren, wird Eugen zum Generalmajor befördert.

Die militärische Laufbahn des Prinzen lässt sich in zwei große Abschnitte einteilen: sein Einsatz auf dem Balkan gegen die Türken und seine Feldzüge gegen Frankreich im Westen. Binnen 20 Jahren

schlägt er acht große Schlachten und wird 13 Mal verwundet. Dabei sind seine Gegner von unterschiedlicher Qualität. Die türkischen Heere, alttümlich bewaffnet und durch Niederlagen demoralisiert, erreichen Wirkung vor allem aufgrund ihrer großen zahlenmäßigen Überlegenheit. Die Franzosen, gut ausgebildet und exzellent bewaffnet, sind die stärkste Kriegsmacht der Epoche.

1687 kommandierte der Prinz eine Kavalleriebrigade, die entscheidend zur Niederlage der Türken in der Schlacht von Mohács am 12. August beitrug. Eugen drang als erster ins feindliche Lager ein, wo er den kaiserlichen Adler aufpflanzte. Zur Belohnung durfte er die Siegesnachricht in Wien überbringen und begegnete dort zum ersten Mal Kaiser Leopold I. Noch im selben Jahr ernannte der Monarch mit der extrem hängenden Unterlippe ihn zum Feldmarschall-Leutnant. Bei den Kämpfen um die Festung Belgrad im September 1688 wurde Eugen



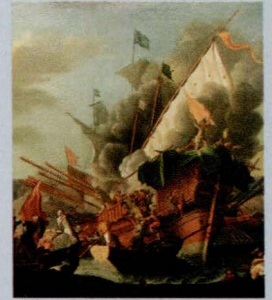
zum ersten Mal heftig verwundet. Zwei Jahre später erhielt er sein erstes selbständiges Kommando über 5.000 Mann. Es war eine aus Deutschen, Kroaten, Italienern, Ungarn und Polen bunt zusammengewürfelte Truppe, die trotz der einheitlichen deutschen Befehlssprache nicht leicht zu führen war. Hier zeigte Eugen seine Kunst der Menschenführung, indem er Lob und Tadel gerecht verteilte.

Nach seiner ersten siegreichen Feldschlacht bei Zenta, wo er 1697 eine türkische Armee vernichtend schlug, prasselten die Glückwünsche von allen Seiten auf ihn nieder. Doch in seiner Siegesmeldung an Leopold I. erwähnte Eugen sich selbst mit keinem Wort. Vielmehr schrieb er: «Den tapferen Heldengeist der gesamten Armee kann meine schwache Feder nicht genügsam entwerfen, noch weniger sattsam loben und preisen.» Die Österreicher, Sachsen und Brandenburger seiner Armee liebten ihn deswegen. Weniger wohl dafür, dass er seinen Soldaten

bei Todesstrafe Plünderungen oder Beutezüge untersagte. Die waren damals noch an der militärischen Tagesordnung, doch der Prinz wollte jede Störung von Zucht und Disziplin bereits im Keim ersticken.

Eugens betont offensiver Bewegungskrieg bildet ein Kapitel für sich. Immer wieder bekam er Order von seinem überängstlichen Kaiser und dessen womöglich noch hasenfüßigeren Kriegsräten, er möge «vorsichtig operieren», habe «daher nichts zu hasardieren» und dürfe überhaupt nur bei «fast sicherer Hoffnung auf ein glückhaftes Gelingen» angreifen. Der Prinz hielt sich nie daran, bei ihm paarten sich geniales Talent mit felsenfestem Selbstbewusstsein. Dabei stürmte er häufig an der Spitze seiner Soldaten, denen er durch dieses persönliche Vorbild ihrerseits Höchstleistungen abfordern durfte. Er selbst ermahnte seine Kommandeure: «Sie haben nur dann eine Daseinsberechtigung, wenn Sie beständig auch in der größten

Siege über die Türken



Neben dem Standhalten Wiens gegen die türkischen Belagerungen 1529 und 1683 gab es auch einige andere militärische Triumphe, die das Vordringen des Islams in das christliche Abendland immer wieder stoppten und die Heere des Sultans zurückwarfen. Dazu gehören die Verteidigung Maltas durch den Johanniterorden 1565, der Sieg in der Seeschlacht von Lepanto 1571, die Vertreibung der Osmanen aus der Ostukraine durch Kosaken und andere Russen 1674 bis 1681 sowie die Siege von Prinz Eugen Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts. Im ersten Balkankrieg 1912 wurden die Türken fast vollständig aus Europa vertrieben.

Die Seeschlacht von Lepanto am 7. Oktober 1571. Gemälde (1762) von Pieter Brunniche. Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Prinz Eugen (links unter der weißen Fahne) zog mit den siegreichen Truppen 1686 in das wiedereroberte Budapest ein. Ölgemälde (1896) von Gyula von Benczur (1844–1920). Bild: picture alliance / akg-images / Erich Lessing



Bei Belgrad lieferte Eugen eine besondere Probe seiner Feldherrenkunst und schlug zahlenmäßig weit überlegene Türken in die Flucht. Gemälde (um 1720) von Ilario Spolverini (1657–1734). Bild: picture alliance / akg-images

Der Prinz wollte jede Störung von Zucht und Disziplin bereits im Keim erstickern.

Gefahr als Beispiel wirken, aber in so leichter und heiterer Weise, dass es Ihnen niemand zum Vorwurf machen kann.» Aus der Schlacht bei Höchstädt gegen die Franzosen 1704 berichtet ein preußischer Offizier: «Eugen ging dabei so weit, dass es an ein Wunder grenzte, wie er mit dem Leben davonkam.» Ihm zur Seite focht sein ehemaliger Mentor Ludwig von Baden.

Ein Volkslied jener Zeit ließ verlauten:
«Prinz Eugen wohl auf der Rechten
tät so wie ein Löwe fechten
als General und Feldmarschall.
Prinz Ludwig ritt auf und nieder:
Halt' euch brav, Ihr deutschen Brüder,
greift den Feind nur herzhafte an!»

Soviel Lob für Heldenmut stinkt der zeitgeistgetränkten Eintagsfliege fürchterlich. Zwei Österreicher, deren Namen hier nicht interessieren, verzapften unlängst eine Eugen-Biografie. Darin bescheinigen sie ihm, «seine Persönlichkeit war von tief sitzenden kindlichen Neurosen geprägt», und er sei «viel zu verklemmt, viel zu neurotisch und viel zu traumatisiert» gewesen. Wenn die Türken das

gewusst hätten! Der Halbmond würde schon drei Jahrhunderte vorher über Wien und Berlin wehen.

Sei's drum, der unüberwindliche Eugen schlug die Türken noch zwei Mal (bei Peterwardein 1716 und Belgrad 1717), so dass ihre Macht in Südosteuropa erheblich geschwächt wurde und das Deutsche Reich sich an der Balkangrenze wichtige Bollwerke gegen die osmanischen Eroberer schaffen konnte.

Sehr nahe an der Realität dichtete Ferdinand Freiligrath:
«Prinz Eugen, der edle Ritter!
Hei, das klang wie Ungewitter
Weit ins Türkenlager hin.»

Im Jahre 1700 bricht der Krieg um die spanische Krone aus. Die dort regierende Dynastie der Habsburger ist ausgestorben. Nun streitet Ludwig XIV. mit dem Kaiser (der alte Leopold lebt noch bis 1705) um den vakanten Thron, den der Franzose handstreichartig mit seinem Enkel Philippe besetzt. Daraus erwächst ein Konflikt, den man als ersten gesamt europäischen Krieg bezeichnen kann. Auf der eine Seite stehen Frankreich, Spanien und



Bayern, auf der Gegenseite das deutsche Habsburgerreich, England, Preußen, die Niederlande, Dänemark sowie einige italienische Kleinstaaten. Die Kampfhandlungen erstrecken sich von der Ostsee bis nach Oberitalien. Prinz Eugen ist seit 1701 an sämtlichen Brennpunkten zu finden.

«Hier ist nur ein Gaul gefallen,
nicht der Feldherr!» Eugen

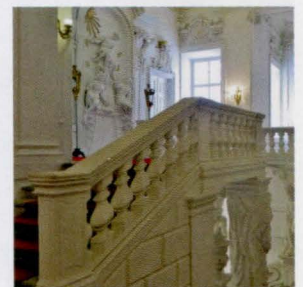
Das Kommando über die englische Armee in Deutschland führt John Churchill, besser bekannt unter dem Adelstitel Herzog von Marlborough. Seinem Nachkommen Winston Churchill blieb es 250 Jahre später vorbehalten, das britische Empire bis auf die Grundpfeiler zu zerstören. Im schwäbischen Städtchen Groß-Heppach bei Marbach lernen sich Eugen und Marlborough am 10. Juni 1704 kennen. Sie legen hier den Grundstein für eine reibungslose Zusammenarbeit, die in der Militärgeschichte wohl einzigartig dasteht. Dabei sind die beiden Heerführer gänzlich unterschiedliche Charaktere. Der Eng-



länder zeigt die Haltung eines weltgewandten Höflings mit höchst liebenswürdiger Gelassenheit und stets einem leicht spöttischen Lächeln. Der Prinz hingegen: ein vor Energie vibrierender Haudegen, ruhelos, die Hand stets am Degengriff. Das gute Einvernehmen der beiden Feldherren sollte sich noch 1704 während der oben erwähnten Schlacht bei Höchstädt zeigen (die Briten nennen sie bis heute «Blenheim» nach dem nahe gelegenen Dorf Blindheim). Hier erleiden zwei französische Marschälle eine Niederlage – Auftakt zu weiteren eklatanten Schlappen, die das Reich des «Sonnenkönigs» an den Rand des Ruins treiben.

Dass englischerseits sämtliche Siege und Trophäen des Frankreich-Feldzuges ausschließlich Marlborough zugeschlagen werden, mag man sich vorstellen. Wie weit sich britischer Hochmut versteigen kann, beweist Bernard Montgomery in seiner *Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge*. Dort urteilt der Feldmarschall des Zweiten Weltkriegs über Prinz Eugen: «Da es ihm an Wendigkeit mangelte, war er gern bereit, sich der Genialität Marlboroughs unterzuordnen.» Auch der Badener «Türkenlouis» ist für ihn nur «ein erfahrener Sol-

Auf dem Wiener Heldenplatz steht Eugens Reiterdenkmal. Foto: picture alliance / IMAGNO/Urs Schweitzer



Im Schloss Belvedere ruhte er von seinen zahlreichen Feldzügen aus. Foto: Arcomonte26, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons

Frauen spielten in seinem Leben keine Rolle, er blieb ein «Mars ohne Venus».

dat, der aber wenig Initiative zeigte und recht starrköpfig war». Man kann Eugen allerhand Unsinniges nachsagen, aber die Vorstellung, er wäre gern bereit gewesen sich unterzuordnen, noch dazu einem politischen Protegé der englischen Königin Anna, ist denn doch zu abenteuerlich.

1706 in der Schlacht bei Turin befehligte Eugen auch preußische Truppen, über deren Disziplin und Kampfesmut er des Lobes voll war. Beim Sturm auf die gegnerischen Schanzen ging ein Schrei des Entsetzens durch die Reihen der Angreifer. Eugen, wieder von vorn führend, war vom Pferd gestürzt – eine Gewehrkugel hatte seinen Schimmel tödlich getroffen. Doch schon im nächsten Moment war der Prinz wieder auf den Beinen. Mit den Worten «Hier ist nur ein Gaul gefallen, nicht der Feldherr!», riss er seine Männer zum entscheidenden Angriff vor und gewann das Gefecht. Was danach an den abendlichen Lagerfeuern über Eugens Heldentaten fabuliert wurde, lässt sich leicht vorstellen.

Außerhalb des Schlachtfeldes führte der Savoyer das Leben eines Grandseigneurs von anspruchsvoller Kultur, mit hohen künstlerischen und wissenschaftlichen Neigungen. Von seinem Gehalt als Feldmarschall erwarb er 1697 ein Grundstück vor den Toren von Wien, auf dem später als Sommersitz das prächtige Barockschloss Belvedere (Schöne Aussicht) entstand, heute eine Hauptattraktion in Österreichs Hauptstadt. Zu seinen Bekannten zählten die Philosophen Leibniz und Rousseau. Freunde besaß Eugen kaum. Er schätzte zwar Kamerad-

schaft und konnte Menschen begeistern, blieb aber selbst eher verschlossen. Auch Frauen spielten bis auf eine Ausnahme keine Rolle in seinem Leben. Diese Ausnahme war Gräfin Eleonore Batthyány, die deutschstämmige Witwe eines ungarischen Magnaten. Ihr Verhältnis kann man ohne Hintergedanken als Freundschaft bezeichnen, wobei die adelige Dame Eugen über die neuesten Ereignisse in der Wiener Gesellschaft informierte. Ansonsten blieb der Savoyer, wie scharfsinnige Beobachter vermerkten, ein «Mars ohne Venus».

Die folgenden Friedensjahre verbringt Eugen unter anderem als Generalgouverneur der Spanischen Niederlande, dem heutigen Belgien. Während eines kurzen militärischen Intermezzos am Rhein lernt er den preußischen Kronprinzen Friedrich (nachmals den Großen) kennen und residiert danach wieder auf dem geliebten Belvedere. Im Dienst für das Kaiserhaus hat er sich aufgerieben. Sein Lebensende gestaltet sich völlig anders als sein wildbewegtes Kriegerdasein. Am 21. April 1736 ereilt ihn der Tod im Schlaf. Den Weg in die Ewigkeit tritt er bekleidet mit der scharlachroten Uniform des Dragonerregiments Kueffstein an, jener Einheit, die er ein halbes Jahrhundert zuvor als erste befehligt hatte.

Auf seinem Grabmal im Wiener Stephansdom ist zu lesen: «Eugenio, Imperatori Victoriosissimo, in tutelam Christiani nominis divinutus concessio.» (Für Eugen, den allezeit siegreichen Feldherren – uns zum Schutze der Christenheit von Gott gesandt.) ■

In zwei Türkenkriegen (hier Sommer 1717) bewährten sich Eugens Heere gegen den Feind. Gemälde (1720) des Künstlers Jan van Huchtenburgh (1647–1733). Bild: Public domain, Wikimedia Commons





Held der Kavallerie

– Friedrich Wilhelm von Seydlitz (1721–1773)

Dieser schöne junge Mann in schneidiger Uniform – kaum ein Frauenherz konnte ihm widerstehen. Doch Franzosen, Russen und Kaiserliche lernten bald auch die martialische Seite des tapferen Preußen-Haudegens kennen und fürchten.

Als der englische Gesandte Sir Andrew Mitchell nach der Schlacht von Zorndorf am 25. August 1758 Friedrich dem Großen noch auf dem Gefechtsfeld zu seinem Sieg gratulierte, wies dieser bescheiden auf den Reitergeneral Seydlitz und sagte: «Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen.»

Ein echtes preußisches Soldatenkind war der 1721 geborene Friedrich Wilhelm von Seydlitz, sein Vater diente als Kavalleriemajor im westdeutschen Cleve. Als er 1728 starb, zog die Mutter nach Bad Freienwalde in Brandenburg. Sechs Jahre später trat Seydlitz als Page in die Dienste des Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt. Dieser Verwandte des preußischen Königshauses wurde «der tolle Markgraf» genannt, wobei toll nicht wie heute anerkennend gemeint war, sondern schlicht verrückt bedeutete. Der Mann traktierte seine Mitmenschen durch derbe Späße und kindisch-bösartigen Schabernack. Vor allem stach er

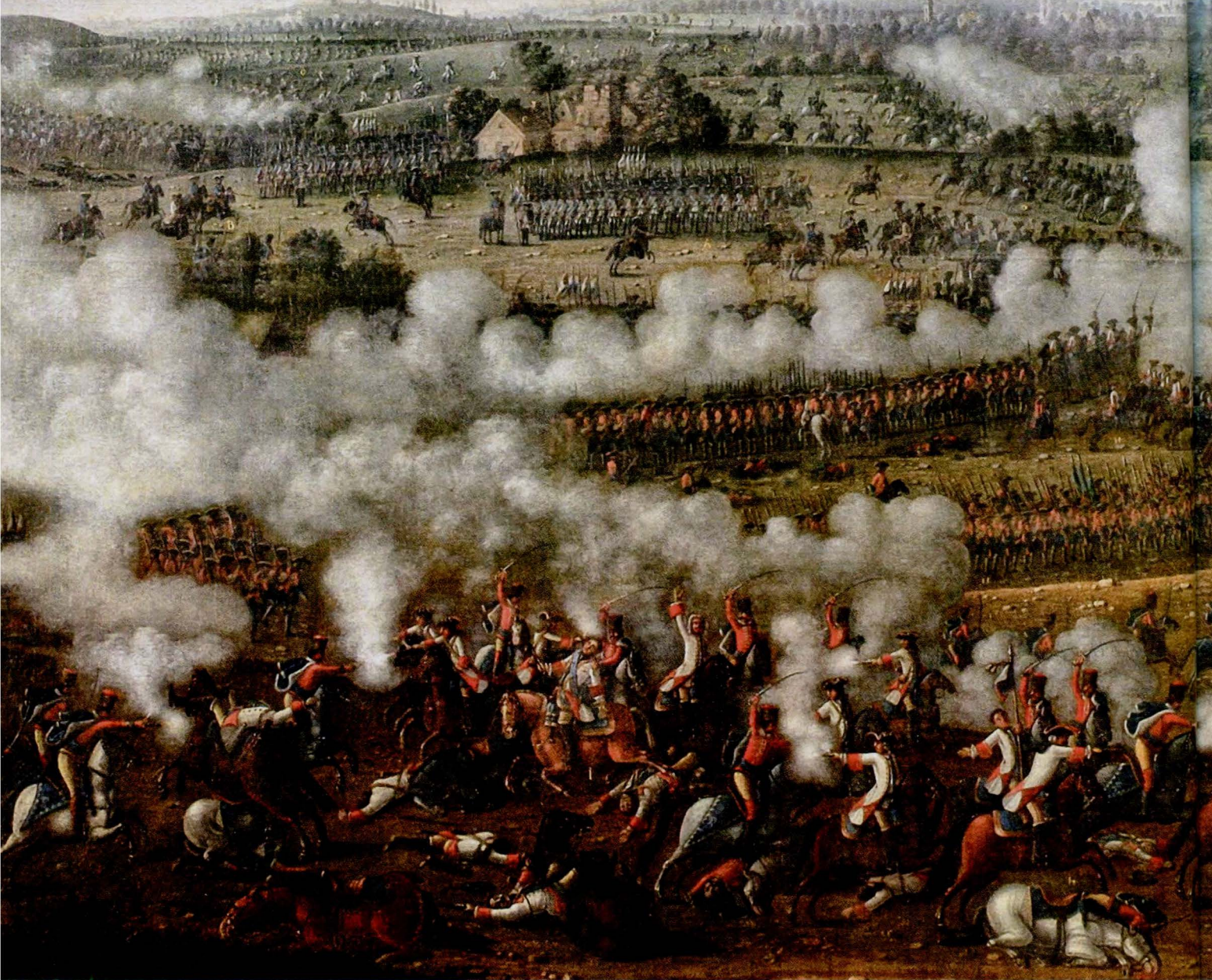
durch wilde Reitpartien hervor. Bald war der junge Seydlitz der Einzige aus seiner Entourage, der mit dem «tollen Markgrafen» auf dem Gebiet der Reiterkunststücke und Mutproben gleichziehen konnte. Dazu gehörten Ritte über das berstende Eis der Oder, das Durchreiten drehender Windmühlenflügel oder Schießübungen auf Hüte, die bei vollem Galopp in die Luft geworfen wurden.

Doch der Markgraf besaß auch eine ernsthafte Seite. Als Oberst der Kavallerie übte er auf einem eigens angelegten riesigen Reiterareal vor dem Schwedter Schloss seine Leute im Kampf. Seydlitz lernte hier viel von dem, was ihn später als Kavallerieführer auszeichnen sollte. Er erprobte seinen Wagemut, das Erfassen des günstigen Augenblicks und seine rasche Entschlusskraft. Mit den Jahren verlangte sein wacher und zielstrebigster Geist nach sinnvoller Anwendung der erlernten Fähigkeiten, so dass er immer dringender darum bat, den Pagen-

Seydlitz wie immer an der Spitze seiner Kavallerie in der Schlacht bei Rossbach 1758. Gemälde von Albert Baur jun. (1867–1959). Bild: picture alliance / United Archives

«Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen.»

Friedrich II. über Seydlitz



Den Sieg gegen die Franzosen bei Roßbach hatte Friedrich der Große vor allem seinem General Seydlitz zu verdanken. Ölgemälde (um 1757) im Museum des Schlosses Neu-Augustusburg, Weißenfels.
Bild: Public domain, Wikimedia Commons

«Der Offizier muss das, was er vom Mann fordert, in größerer Vollkommenheit als dieser verstehen.» Seydlitz

dienst verlassen und als Kornett (Fähnrich) in das Reiterregiment des Markgrafen eintreten zu dürfen.

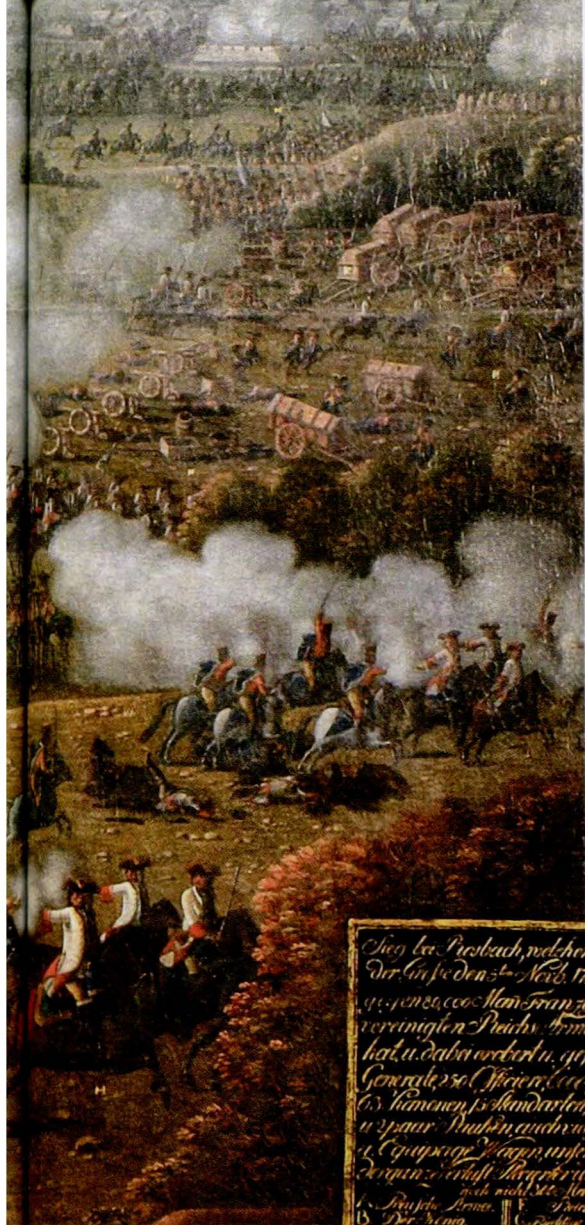
Die Erlaubnis erteilte der hohe Herr nur ungern, aber schließlich wurde Friedrich Wilhelm von Seydlitz kurz nach seinem 19. Geburtstag, Mitte Februar 1740, in die Reihen der preußischen Armee, das Kürassierregiment Nr. 5, aufgenommen. Kurz darauf begann der Erste Schlesische Krieg. In der Schlacht bei Mollwitz am 10. April 1741 erhielt Seydlitz seine Feuertaufe. 1743 wurde er Schwadronschef im Husarenregiment Nr. 4 und 1752 Kommandeur des Dragonerregiments Nr. 12. Damit hatte er sämtliche Gattungen der damaligen Reiterei durchlaufen – eine Praxis, die ihm später sehr nutzte.

Die Kürassiere zählten zur schweren Reiterei, was sich in ersten Linie auf ihr Pferdmaterial bezog, aber auch die Bewaffnung, der «Kürass» genannte Brustpanzer und der «Pallasch», eine Hieb- und Stichwaffe mit gerader, zweischneidiger Klinge, ließen die Kürassiere zur gefürchteten Angriffswaffe werden. Husaren verkörperten die klassische leichte Kavallerie. Sie wurden weniger im Kampf als bei Aufklärung, Kurier- und Patrouillendienst verwendet. Allerdings griffen preußische Husaren vor allem im Siebenjäh-

rigen Krieg (1756–1763) häufiger in die Schlacht ein. Dragoner waren ursprünglich nur eine berittene Infanterie, die ihre Pferde hauptsächlich zum Transport benutzten. Kurzläufige Karabiner gehörten zu ihrer Standardbewaffnung, und bald galten sie als Bestandteil der schweren Kavallerie.

In den Schlachten bei Hohenfriedberg (Juni 1745) und Soor (September 1745) fiel Seydlitz durch kühne Überraschungsmanöver bei Friedrich dem Großen angenehm auf. Der König beförderte ihn nach einem gelungenen Manöver bei den Herbstübungen im September 1752 zum Oberstleutnant, obwohl sein Vorgesetzter, der ihn sehr schätzte, diesen jungen Mann von 31 Jahren noch nicht so schnell emporheben mochte.

Seydlitz besaß ein enormes Talent, seine Männer zu motivieren. Beim täglichen Dienst korrekt und konsequent, verzichtete er meist auf strenge Maßregeln, weil er auf Vorbildwirkung setzte. «Der Offizier muss das, was er vom Mann fordert, in größerer Vollkommenheit als dieser verstehen», so seine Maxime. Auch Selbststilisierung war ihm nicht fremd: So eröffnete er Reiterattacken regelmäßig, indem er seine brennende Tabakspfeife



Es wurde etwas aus ihm! Am 4. November 1757 zog ein französisches Heer auf das Städtchen Roßbach (heute Sachsen-Anhalt) zu und postierte sich nach einem Rechtsschwenk mit Roßbach zur Linken sowie Reichartswerben und Tagewerben am rechten Flügel. Es waren 45.000 Mann mit 144 Kanonen, denen die Preußen nur 22.000 Mann mit 79 Geschützen entgegenstellen konnten. Alles hing jetzt vom Überraschungsmoment ab, Schlagkraft und Beweglichkeit waren gefragt. Dafür besaß Friedrich der Große mit Seydlitz genau den richtigen Mann. Bei Roßbach wurde ihm fast die gesamte Kavallerie unterstellt, obwohl etliche rangältere Generale Anspruch darauf besaßen. Möglichen Protest räumte er schnell aus. «Ich gehorche dem König, und Sie gehorchen mir!», kommentierte Seydlitz seine Mission.



Wenn seine Tabakspfeife in die Luft flog, wusste Preußens Reiterei: Die Attacke beginnt. Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Blendend aussehend, war Seydlitz Schwarm und Idol aller Frauen.

Bei Roßbach wirkten vor allem Artillerie und Reiterei zusammen. Unbemerkt vom Feind, hatten die Preußen östlich des Städtchens auf dem Janushügel eine Batterie von 18 schweren Geschützen stationiert. Sie nahm gegen 14:30 Uhr den linken Flügel des Gegners unter heftigen Beschuss. Gleichzeitig griff Seydlitz mit 6.000 Reitern am Osthang in den Kampf ein. Die französische Kavallerie, durch das Feuer vom Janushügel bereits ziemlich in Unordnung geraten, brach unter der Attacke zusammen.

in die Luft warf. «Sein Gesicht war wohlgebildet, nicht unbedingt schön, aber durch ein paar Feueraugen belebt, die ebenso freundlich wie zornig blicken konnten, unwillkürlich einnahmen und ohne Widerrede gehorchen machten», notierte ein Augenzeuge. Blendend aussehend, eine stattliche Erscheinung in schneidiger Uniform, war Seydlitz Schwarm und Idol aller Frauen, was er nach Kräften ausnutzte. Seine 1760 geschlossene Ehe mit Johanna von Hacke geriet darüber zur veritablen Katastrophe und musste schon nach vier Jahren wieder geschieden werden.

Die Höhen und Tiefen des Siebenjährigen Krieges stand Seydlitz mit eiserner Energie durch. Für die erfolgreiche Deckung des Rückzugs nach der verlorenen Schlacht von Kolin dankte ihm der König am 20. Juni 1757 dadurch, dass er ihn außer der Reihe zum Generalmajor beförderte und ihm «für seine glorreiche Führung von 15 Eskadronen» den höchsten preußischen Tapferkeitsorden Pour le Mérite verlieh. Mit 36 Jahren war er der bis dato jüngste General der Armee, und als der legendäre Husarenführer Hans Joachim von Zieten ihn zur Ernennung beglückwünschte, entgegnete Seydlitz knapp: «Es war auch höchste Zeit, wenn noch etwas aus mir werden soll.»

Ein Schwarm aller Frauen und Herzensbrecher war er auch. Bild: picture alliance



Großmacht Preußen

Am Anfang bezeichnete der Begriff «Preußen» lediglich den Herrschaftskern des Deutschordensstaats im früheren Stammesgebiet der Prußen, eines baltischen Volksstammes, und die aus ihm hervorgegangenen Gebiete außerhalb des Heiligen Römischen Reiches. Im Jahr 1701 nahm der hohenzollernsche Kurfürst von Brandenburg als Herzog in Preußen jedoch den Königstitel an. Danach bürgerte sich für alle Besitzungen seiner Dynastie der Name Preußen ein. Friedrich der Große (1712 bis 1786) sicherte dem Königreich einen Platz in der ersten Reihe der europäischen Ordnung. In den drei Schlesischen Kriegen (1740 bis 1763) konnte er die zuvor annektierte Provinz verteidigen.

Bild unten links: Er vermochte seine Leute stets zu motivieren, auch die Artillerie. Kolorierter Kupferstich (1799) von Johann Christoph Frisch (1738–1815). Bild: picture alliance / akg-images

Bild unten rechts: Seydlitz in seiner Kürassieruniform wurde schon in jungen Jahren zur kriegerischen Legende. Gemälde von Richard Knötel (1857–1914). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Sogar leichte Reiterei bedrängte ihre schwere Kavallerie und warf sie über den Haufen. Die Grünen Husaren mit ihren flinken Pferden waren verwegen genug, das französische Elite-Regiment Cuirassiers du Roi anzugreifen.

Anstatt seinen hart bedrängten linken Flügel zu unterstützen, verharrte der französische General Soubise unschlüssig südlich von Roßbach. Seydlitz bekam genügend Zeit für einen zweiten Angriff. Nachdem er die feindlichen Linien durchstoßen hatte, ließ er seine Reiter zunächst in einem Hohlweg nahe Tagewerben Halt machen. Nach den Attacken von Seydlitz schien es dem König an der Zeit, das Fußvolk einzusetzen. Auf seinen Befehl war die Hauptstreitmacht der preußischen Infanterie mit etwa 1,5 Kilometer Frontlänge aufmarschiert. Der Kampf ging rasch dem Ende entgegen. Noch ehe es zur unmittelbaren Feindberührung kam, warfen die Franzosen der zweiten Linie ihre Waffen weg und nahmen Reißaus. Seydlitz, durch einen Schuss in den Arm verwundet, erfasste die Situation blitzschnell und befahl zwei Kürassierregimentern einen dritten Angriff. Von ihnen wurden die demoralisierten Gegner über mehrere Kilometer verfolgt und insgesamt 7.000 Gefangene eingebracht.

Die Niederlage der Franzosen war vollständig. Seydlitz wurde für seinen tapferen Einsatz zum Generalleutnant befördert und mit dem höchsten preußischen Orden, dem Schwarzen Adlerorden, ausgezeichnet. Der König urteilte später: «Seydlitz zeichnet sich aus durch Geistesgegenwart und Tatkraft. Er ist dazu geschaffen, alle Schäden zu heilen, alle Unordnung zu entwirren, seine Vorteile wahrzunehmen. Er ist der Einzige, der aus der Kaval-

erie Höchstleistungen herauszuholen vermag.» Leider zeigte sich Friedrich aber manchmal auch sehr eigensinnig. Seydlitz beklagte sich über seinen königlichen Herrn: «Das Schlimmste ist, dass Seine Majestät die Berichte nicht glauben will, die man ihm erstattet. Er wird wütend, wenn man Nachrichten bringt, die ihm missfallen.»

Noch ehe es zur unmittelbaren Feindberührung kam, warfen die Franzosen ihre Waffen weg und nahmen Reißaus.

Doch Seydlitz fürchtete sich weder vor dem Feind noch vor Friedrichs Ungnade. Das zeigte sich exemplarisch in der Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758. Hier standen sich in glühender Sommerhitze 36.000 Preußen und 45.000 Russen gegenüber. Seydlitz kommandierte 36 Schwadronen Reiterei am linken Flügel. Am frühen Nachmittag kam es zur Krise – Preußens Infanterie geriet in Bedrängnis, wich zurück, der König befahl Seydlitz durch einen Adjutanten die Konterattacke. Nichts geschah. Friedrich wiederholte seinen Befehl, diesmal mit der Drohung, Seydlitz hatte mit seinem Kopf für die Ausführung. Nichts geschah. Eine dritte noch drohendere Order beantwortete Seydlitz: «Richten Sie dem König aus, nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zur Verfügung. Während der Schlacht aber möge er mir erlauben, in seinem Dienste guten Gebrauch davon zu machen!»





Erst am späten Nachmittag, als die Russen sich zu weit vorgewagt hatten, bot sich der günstigste Augenblick. Wieder flog die Tabakspfeife in die Luft, und Seydlitz attackierte mit seiner gesamten Kavallerie die russische Hauptmacht im Rücken. Sie wurde in die Sümpfe von Quartschen gedrängt, und Preußen gewann die Schlacht. Friedrich zeigte sich beschämt (siehe oben) und sagte: «Was könnte ich alles tun, wenn ich mehr solche Leute hätte!» Lobeshymnen seiner Kameraden wehrte Seydlitz ab: «Weg mit den höflichen Redensarten. Ich habe nichts getan, als was jeder tun muss.»

Gleich zu Beginn der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf 1759 erhielt Seydlitz einen Schuss in die rechte Hand und eine Kopfverletzung, so dass er als Kommandeur ausfiel. Dies trug sicher zur Niederlage der Preußen bei. Nach sieben schweren Kriegsjahren ernannte der König ihn zum Generalinspekteur der Kavallerie, und er konnte sich von seiner Dotation ein Rittergut bei der schlesischen Stadt Namslau kaufen.

1773 fühlte Seydlitz sein Ende nahen. Seit Jahren laborierte er an einer tückischen Infektionskrankheit, die er sich womöglich bei einem seiner zahlreichen Liebesabenteuer zugezogen hatte. Friedrich der Große, sonst kein Mann des über-

schäumenden Sentiments, schrieb verzweifelt: «Er darf mir noch nicht sterben!» Doch der Tod richtet sich selten nach königlichen Wünschen. Friedrich Wilhelm von Seydlitz verschied 52-jährig am 8. November 1773 auf seinem Gut.

Theodor Fontane schrieb:
«Er kam nicht hoch zu Jahren,
Früh trat herein der Tod;
Konnt' er zu Rosse fahren,
da hätt's noch keine Not;
Doch auf dem Lager balde
Hat ihn der Feind besiegt,
Der draußen auf der Halde
wohl nimmer ihn gekriegt.»

Die letzte Ruhestätte fand der General in einem Mausoleum neben seinem Herrensitz Seydlitzruh nahe Namslau. Beim Einmarsch der Roten Armee im Januar 1945 wurde sein Leichnam von sowjetischen Soldaten aufs Übelste geschändet und gilt seitdem als verschollen. Dass einer seiner Nachkommen sich 1943 als Wehrmachtsgeneral bei Stalingrad von den Russen gefangen nehmen ließ und danach ohne Not in den Dienst der bolschewistischen Kriegspropaganda gegen die eigenen Kameraden trat – Friedrich Wilhelm von Seydlitz hätte es mit einem klassischen «Pfui Deibel!» kommentiert. ■

Auch König Friedrich der Große griff bei kritischen Situationen (hier Zorndorf 1758) persönlich ins Kampfgeschehen ein. Gemälde (1904) von Carl Röchling (1855–1920). Bild: picture alliance / akg-images



Das Denkmal für Seydlitz steht seit 2009 auf dem Berliner Zietenplatz. Foto: Kvikk, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons



Zwei Engel für die Freiheit

– Eleonore Prochaska (1785–1813) und Johanna Stegen (1793–1842)

Frauen in Uniform wären vor 200 Jahren ein unmöglicher Anblick gewesen. Also mussten sie im Befreiungskrieg als Männer getarnt zum Kampf gegen Napoleon ziehen. Aber auch in Zivilkleidern bewiesen manche Mädchen erstaunlichen Mut.

Viele Frauen spendeten ihren letzten Schmuck für die Kriegskasse.

Ungeheuer war das Echo, als im März 1813 Preußens König Friedrich Wilhelm III. in der Proklamation «An mein Volk!» zum Befreiungskrieg gegen Napoleon aufrief. Tausende Männer zogen freiwillig in den Kampf, oft bärmlich gekleidet und schlecht bewaffnet. Selbst die Frauen wollten nicht zurückstehen. In einem am 1. April 1813 veröffentlichten Aufruf von acht preußischen und hessischen Prinzessinnen hieß es: «Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen vereinen zur Rettung des Vaterlandes.» Viele Frauen spendeten ihren letzten Schmuck für die Kriegskasse und erhielten dafür oft nur eine Metallbrosche mit der Inschrift «Gold gab ich für Eisen». Die 15-jährige Ferdinande von Schmettau ließ in Breslau ihr langes blondes Haar abschneiden,

verkaufte es an einen Perückenmacher und spendete den Erlös von zwei Talern für die Kriegskasse. Einigen schien selbst das zu wenig. Sie opferten nicht Geschmeide, sondern setzten Gesundheit und Leben für ihr Vaterland aufs Spiel. Eine von diesen Heldentöchtern war Eleonore Prochaska.

Über ihre Kindheit und Jugend ist nur wenig bekannt, aber sie können nicht besonders glücklich gewesen sein. Eleonore wurde am 15. März 1785 in Potsdam als Tochter eines Unteroffiziers im 2. Garderegiment geboren. 1794, als ihr Vater wieder in den Krieg marschiert war, kam sie, «weil die Mutter ihre Kinder vernachlässigte», in das Große Militärwaisenhaus zu Potsdam. Nachdem der Vater pensioniert war und sich als Musiklehrer durchs Leben schlug, holte er 1797 die Kinder wieder in sein Haus, wo Eleonore blieb, bis sie als Köchin und Haushaltshilfe bei einer wohlhabenden Herrschaft Dienst tat. Hier nahm sie mehrfach als Laienschauspielerin an kleinen Theateraufführungen teil und entwickelte dabei ein Talent, das ihr später viel nutzen sollte.



In der Völkerschlacht bei Leipzig kulminierten im Oktober 1813 die Befreiungskriege. Napoleon erlitt eine entscheidende Schlappe. Gemälde (1815) des russischen Künstlers Vladimir Ivanovich Moshkov (1792–1839). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

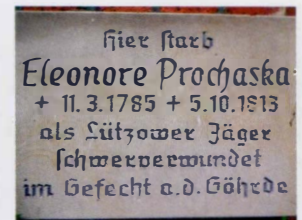
Immer wieder hörte das Mädchen in jener Zeit, als Preußen seit 1806 französisch besetzt war, begeisterte Erzählungen von den Frauen in Spanien, die ihre Guerilleros mit der Waffe unterstützen oder von den Tirolerinnen, die ihren Männern beim Freiheitskampf zur Seite stehen.

Als Napoleon in Sommer 1813 mehrere Gefechte gewann und schon wieder wie der sichere Sieger aussah, hielt es Eleonore nicht länger am Herd. «Aus unserem ersten Biwak 1813» schrieb sie an ihren Bruder: «Du weißt, dass der Entschluss dazu schon seit Anfang des Krieges meine Brust beherrschte. Schon zwei Briefe von Freundinnen erhielt ich, welche mir vorwarfen, ich sei feige, da alles um mich her entschlossen ist, in diesem ehrenvollen Krieg mitzukämpfen. Da wurde mein Entschluss unumstößlich fest.»

Eleonore schneidet sich die Haare ab, kauft Männerkleidung, ein Gewehr nebst Bajonett und einen Tschako. «Nun ging ich unter die schwar-

zen Jäger, meiner Klugheit kannst Du zutrauen, dass ich unerkannt bleibe», schrieb sie dem Bruder. Unter dem Namen «August Renz» trägt sie sich in der Nähe von Stendal bei Sandau an der Elbe in die Stammrolle des 1. Jägerbataillons beim Lützowschen Freikorps ein. Bei dieser halb privaten Truppe gibt es, anders als beim regulären Militär, keine medizinische Anfangsuntersuchung. So merkt niemand etwas, zumal Eleonore ein guter Soldat ist. «Wir exerzieren und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde; ich treffe auf 150 Schritt die Schießscheibe», berichtet sie stolz. Weil sie sehr groß gewachsen ist, teilt man ihr die Rolle des «Flügelmanns» zu, der die Flanken der Kompanie zu sichern hat. Ihre genaue Größe wissen wir leider nicht. Die häufig auftauchenden «drei Fuß, acht Zoll, drei Strich», von welchen ihr Leutnant Otto Preuße berichtet, können nicht stimmen – nach heutigen Maßeinheiten wären das nur 1,16 Meter. Preuße erinnerte sich später an den vermeintlichen August Renz: «Seine Sprache war nicht besonders fein, so dass niemand in ihm ein Mädchen vermuten konnte. Übrigens kochte er vortrefflich in den Biwaks.»

Dann beginnt für das Mädchen der ermüdende militärische Alltag. «Wir haben in fünf Tagen wohl an dreißig Meilen [220 Kilometer] zurückgelegt und morgen früh um zwei Uhr marschieren wir schon weiter», schreibt Eleonore. Sie nimmt alle Strapazen auf sich, nur ihre weibliche Tonlage kann sie kaum verstellen, aber auch hier weiß die 28-Jährige Rat. «Wegen meiner Stimme necken sie mich, da habe ich mich für einen Schneider ausgegeben, die können auch eine feine Stimme haben.» Um ja nicht



Gedenktafel für Eleonore Prochaska in Dannenberg. Foto: Hermann Junghans, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Unter dem Namen
«August Renz»
schließt sich Eleonore dem Lützowschen Freikorps an.

Bei «Lützows wilder verwegener Jagd» gab es keine medizinische Anfangsuntersuchung – gut für eine Frau. Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Die Befreiungskriege

Das Deutsche Reich wurde 1806 von Napoleon zerlegt, Preußen nach Niederlagen dramatisch verkleinert. Sein Feldzug nach Russland 1812 endete in den Ruinen des brennenden Moskaus. Auf dem Rückzug wurde die Grande Armée völlig dezimiert. Als Preußen unter dem Druck mutiger Offiziere die Seiten wechselte und sich mit Russland verbündete, unterlag Bonaparte der neuen Allianz in der Völkerschlacht bei Leipzig (18./19. Oktober 1813), musste bald darauf abdanken und nach Elba ins Exil gehen. Seine Rückkehr an die Macht blieb ein 100-tägiges Intermezzo: Bei Waterloo unterlag er am 18. Juni 1815 den Alliierten erneut. Die Siegerkonferenz, der Wiener Kongress, erfüllte die Erwartungen der in den Befreiungskriegen aktiv gewordenen Bürger auf Demokratie und Meinungsfreiheit nicht.

Bild unten links: Eleonores tödliche Verwundung am 16. September 1813 im Gefecht an der Göhrde. Farbdruck (1901) eines Gemäldes von Carl Röchling (1855–1920). Bild: picture alliance / akg-images

Bild unten rechts: Das Heldenmädchen als Lützower Jäger «August Renz». Bild: Public domain, Wikimedia Commons

als Frau erkannt zu werden, wählt sie einen kleinen, buckligen Schneider, den es ebenfalls zu den Lützowern verschlagen hat, als Begleiter. «Mit dem halte ich zusammen und nähe und wasche fleißig, und weil ich mich auf die Küche verstehe, mögen mich alle gern.»

Eleonore nimmt an mehreren Gewaltmärschen der Lützower teil. Dann steht der erste Kampf bevor. Selbstbewusst schreibt sie dem Bruder («Das Datum weiß ich nicht, wir haben keinen Kalender und man merkt es gar nicht, wenn Sonntag ist») einen Brief: «Und so gehe ich [...] voll Mut und Entschlossenheit in den Kampf. Komme ich einst glücklich wieder, dann wird meine Freude überschwänglich sein; komme ich nicht wieder zurück, dann sage ich Dir in diesem Brief das letzte Lebewohl.» Vielleicht war das eine Vorahnung.

«Zusamm', zusamm', Ihr Lumpenhund, Ihr sollt 'nen Buckel voll Prügel bekomm.» Eleonore

Am 16. September 1813 begann das Gefecht auf den Steinker Höhen nahe der Göhrde bei Lüneburg. Über Eleonore Prochaskas letzten Einsatz schrieb ein Augenzeuge, der Oberjäger bei den Lützowern und spätere Historiker Friedrich Christoph Förster: «Bei der Verfolgung der Scharfschützen, welche sich, als wir sie schon aus dem Walde vertrieben hatten, nach den Anhöhen zu ihren Kanonen und Infanterie-

massen zurückzogen, erhielt ich einen Schuss in den rechten Oberarm. Da eilte mein Nebenmann in der Schützenlinie herbei, mich zu verbinden.» Weil Förster mit seiner Verwundung die Trommel nicht mehr schlagen konnte, übernahm Eleonore diese Aufgabe.

Förster berichtet weiter: «Da nahm mir der Jäger Renz die Trommel aus der Hand und wirbelte mit großem Geschick darauf herum. "Du verstehst Dich doch auf alles", rief ein anderer ihm zu, "Du schneiderst, kochst, wäschst, singst und schießt, wie keiner es besser versteht, und nun bist Du auch noch Tambour!"» Eleonore blieb die Antwort nicht schuldig: «Ein Potsdamer Soldatenkind muss sich auf alles verstehen.» Dann sang sie laut Förster: «Zusamm', zusamm', Ihr Lumpenhund, Ihr sollt zu Eurem Hauptmann komm, Ihr sollt 'nen Buckel voll Prügel bekomm.»

Inzwischen hatten die französischen Haubitzen auf dem Hügel das Feuer eröffnet und überschütteten die Angreifer mit Kartätschen. «Nun hört aller Spaß auf!», rief Eleonore. «Mit wütendem Hurra geschrei drangen wir in den ungeordneten Haufen, mit Büchsen, wenige nur mit Bajonettgewehr, den Hügel hinan. Da warf ein zweiter Schuss seinen zerschmetternden Hagel in unsere Reihen: Unser tapferer Trommelschläger stürzte neben mir, krampfhaft hielt er den Zipfel meines Überrocks fest und rief mit jammernder Stimme: "Ich bin ein Mädchen!"»

Später wurde behauptet, Förster habe hier etwas geflunkert und die Verwundete sei in Wirklichkeit von einem Feldweibel namens Markworth aus dem Gefecht getragen worden. Sei's drum. Die





gehunfähige Eleonore kam gleich nach dem Kampf zu einem Feldchirurgen. Als der ihren Waffenrock öffnete, wurde klar, dass es sich bei «August Renz» tatsächlich um eine Frau handelte. Beim damaligen Stand der Medizin war ihre Beinwunde tödlich. In einem zum Lazarett umgebauten Dannenberger Bürgerhaus stirbt das Potsdamer Soldatenkind am 5. Oktober 1813. Sie wird von ihren Waffenbrüdern mit militärischen Ehren begraben. Ein preußischer Minister und der Kommandeur der Jägertruppen Oberst Friedrich Graf Kielmansegg sind zugegen. In einem Augenzeugenbericht heißt es: «Gleich einer Jeanne d'Arc hatte sie mutvoll gekämpft den Kampf für König und Vaterland (...) Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturm geknickten Lilie den letzten Gruß nach in das Grab.»

Eleonores Kampfgefährte Friedrich Christoph Förster schrieb ihr Requiem:
«Da unten auf grüner Heide tot,
Da lag eine Jungfrau zart.
Prochaska ward sie geheiß -
Das tapferste Mädchen in Preußen!
Sie war mein Kamerad.»

Auch der fränkische Lyriker Friedrich Rückert schmiedete einen Ruhmesreim auf tapfere Weiblichkeit:

«In den Lüneburger Toren
Ward ein schwerer Kampf gesehn;
Dass der Kampf nicht ging verloren,
Ist durch Mädchendienst geschehn.»

Unweit von Leonore Prochaskas Sterbeort, bei Lüneburg, spielt sich am 2. April 1813 ein Drama ab. Gleich das erste Gefecht im Befreiungskrieg gegen Napoleons Truppen scheint für die Preußen verloren. Eine von General Joseph Morand befehligte Division ist auf die Stadt vorgerückt, die nur von einem Bataillon des 1. Pommerschen Infanterieregiments unter Major Karl August von Borcke verteidigt wird. Auf dem Weg ins Kampfgebiet ist der Munitionswagen des Regiments mit einem Radbruch liegengeblieben. Gegen Mittag haben Borkes 150 Männer kaum noch Patronen. Der Major will schon den Rückzugsbefehl erteilen, da sieht er zu seinem grenzenlosen Erstaunen ein junges, rotblondes Mädchen mit gerafften Röcken auf seine Soldaten zulaufen.

Eine Welle von Patriotismus erfasste Preußen im Frühjahr 1813. «Gold gab ich für Eisen» lautete die Devise. Ölgemälde (1896) von Arthur Kampf (1864–1950).

Bild: picture alliance / akg-images

«Gleich einer
Jeanne d'Arc
hatte sie mutvoll
gekämpft.»

Augenzeugenbericht



Johanna Stegen entschied mit ihrem heroischen Einsatz das Gefecht bei Lüneburg im April 1813. Gemälde des deutschen Historienmalers Richard Knötel (1857–1914). Bild: Repro, Die deutschen Befreiungskriege 1806–1815, Berlin 1901

Der Kampf entbrennt von Neuem, während Johanna immer wieder Kugeln und Kartuschen herbeischleppt.

Die 20-jährige Johanna Stegen, Tochter eines Lüneburger Salzsieders, ist nicht zufällig ins Gefecht geraten. Als die Sturmglocken läuten, hat sie sich zunächst in den Keller des benachbarten Kaufmannshauses geflüchtet. Doch als sie den Gefechtslärm hört, hält es Johanna nicht länger im Versteck. Sie eilt hinaus und erfährt von einem Verwundeten das Missgeschick mit dem defekten Wagen. Ohne Zögern rennt sie unter dem Kugelhagel der Franzosen zu dem Gefährten, packt so viel Munition wie möglich in ihre Schürze und eilt zu den preußischen Soldaten. Der Kampf entbrennt von Neuem, während Johanna immer wieder Kugeln und Kartuschen herbeischleppt. Fünf Mal legt sie unter höchster Lebensgefahr den Weg zurück und bleibt, obwohl ihre Kleider mehrfach durchlöchert werden, mitten im hitzigen Gefecht unverletzt. Es geht sehr knapp zu: Dem Mädchen wird eine Haarlocke

von der linken Seite abgeschossen; als sie einem Soldaten Munition reichen will, bricht dieser tödlich getroffen zusammen. Schließlich gewinnen die Preußen nach vier schweren Stunden die Oberhand und schlagen den Feind zurück.

Die erbosten Franzosen können Lüneburg kurzzeitig besetzen. Sofort fahnden sie mit einem Steckbrief nach Johanna Stegen, die im örtlichen Lazarett Verwundete pflegt. Der Stadtkommandant setzt sogar eine Kopfprämie auf sie aus. Doch das Heldenmädchen von Lüneburg entkommt ihren Häschern mit Hilfe der Bevölkerung. Vier Wochen lang muss sie sich im Keller eines Bäckers verstecken, dann ziehen die Franzosen endlich im September 1813 aus Lüneburg ab. 1842 stirbt Johanna Stegen in Berlin als glücklich verheiratete Frau eines Unteroffiziers und Mutter von vier Kindern.

Eleonore Prochaska und Johanna Stegen gehörten sicher zu den Ausnahmeerscheinungen, aber sie waren nicht allein zu jener Zeit voller Patriotismus. Im Februar 1814 meldete sich die erst 17-jährige Anna Lühring, Tochter eines Bremer Tischlermeisters, beim Lützower Freikorps. Unter dem Namen Eduard Kruse nahm sie an mehreren Gefechten, unter anderem bei Jülich, teil und kehrte 1815 unverehrt in ihr Elternhaus zurück. Die Brandenburger Schneiderin Friederike Krüger trat in selbstgefertiger Uniform 1813 in die 1. Kompanie des Kolberger Infanterieregiments ein. Die 23-Jährige schlug sich tapfer, und als man ihr Geschlecht entdeckte, durfte sie dennoch bis zum Kriegsende gemeinsam mit ihren Kameraden kämpfen. Sie wurde – einzigartig in der preußischen Militärgeschichte – auf dem Schlachtfeld zum Unteroffizier befördert und erhielt das Eiserne Kreuz.

Erst 1941 wurde diese Kriegsauszeichnung wieder an eine Frau vergeben – die 29-jährige Testpilotin Hanna Reitsch. ■



Gefechtsszene aus den Freiheitskriegen 1813. Ölgemälde (um 1862) von Hans von Marees (1837–1887). Bild: picture alliance / akg-images

Der Schanzensprenger

_ Carl Klinke (1840-1864)

Dänemarks mächtigstes Bollwerk besaß zwar kein Tor, dennoch brachte eine «Klinke» hier bei Düppel die Entscheidung. 1864 opferte sich ein schlichter Brandenburger Bergmann für seine Kameraden. Man hat ihn heute vergessen.

Vor 100 Jahren kannte zumindest in Preußen jedes Schulkind das Gedicht über Carl Klinke mit dem Pulversack. Wenn sein Name heute nur noch ratloses Kopfschütteln auslöst, dann zeigt das deutlich, wie wenig das Schicksal des kleinen einfachen Mannes in der sich so volksnah gebenden Demokratie gilt.

Das Leben hatte es nicht sonderlich gut gemeint mit Carl Klinke. Als uneheliches Kind einer armen Witwe wurde er am 15. Juni 1840 in Bohsdorf, einer kleinen Heidesiedlung in der Niederlausitz, geboren. Drei Jahre später heiratete seine Mutter Marie den Kleinbauern Johann Mettke, der in dürftigen Verhältnissen lebte. Seit frühester Kindheit musste Carl in der elterlichen Landwirtschaft helfen. Da aber in Preußen allgemeine Schulpflicht bestand, konnte er sich in der Volksschule auch Grundkenntnisse aneignen. Als fleißig und dienstbereit, willig

und anstellig, aber auch zuweilen recht wild schilderten ihn seine Lehrer und Mitschüler.

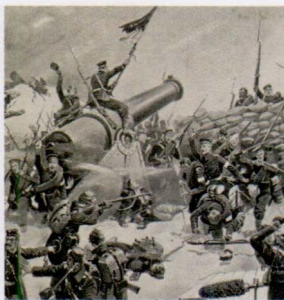
Nach Absolvierung der Volksschule arbeitete Carl Klinke als Bergzimmermann in der nahegelegenen Braunkohlengrube «Felix». Hier wurde er bekannt für unbedingten Mut; bei Rettungsaktionen in den gefährlichen Stollen soll er unter Hintansetzen seines Lebens häufig der erste Helfer gewesen sein. Mit 21 Jahren heiratete er die gleichaltrige Bauerntochter Marie Britze aus dem Nachbardorf Sergen. Wenige Wochen später wurde ihre Tochter Johanne Christiane geboren. Die Familie bewohnte ein sehr bescheidenes Holzhäuschen.

Am 27. Oktober 1861 wurde der «an Leib und Seele gesunde» Carl Klinke zur 4. Kompanie des 1. Brandenburgischen Pionierbataillons Nr. 3 «von Rauch» in Torgau eingezogen. Gemäß seiner Mus-

Klinke beherrschte das Anlegen von Schanzen und Minensperren.

*Preußische Truppen erstürmen am 18. April 1864 die Düppeler Schanzen. Zeitgenössische Lithografie.
Bild: picture alliance / akg-images*





Siegesjubiläum ertönte nach der Eroberung von sechs dänischen Verschanzungen. Bild: picture alliance / akg-images

terungsrolle war er 1,73 Meter groß. Der Grundwehrdienst dauerte in Preußen damals zwei bis drei Jahre. Die Pioniertruppe zählte zur Elite der Infanterie. Ihre Angehörigen mussten kräftig sein, über große handwerkliche Fertigkeiten verfügen und häufig in kleinen Gruppen selbstständig handeln. Pioniere wie Klinke beherrschten das Anlegen von Schanzen und Minensperren, den Brücken- und Straßenbau. Sie führten Sprengungen durch und wurden eingesetzt bei der Errichtung von Unterständen, Schützengraben und Bunkern.

Der Konflikt mit Dänemark entzündete sich an der Schleswig-Holstein-Frage.

Anfang Oktober 1863 kehrte Klinke nach Beendigung seines Militärdienstes wieder ins heimatische Bohsdorf zurück. Doch schon kurz vor Weihnachten musste er wieder einrücken, da Preußen unmittelbar vor einem Krieg mit Dänemark stand. Klinkes früheres Pionierbataillon Nr. 3 lag abmarschbereit in der Festung Spandau. Beim Abschied war seine Frau wieder schwanger; die Geburt ihres Mädchens am 29. Juli 1864 sollte Klinke nicht mehr erleben.

Der drohende Konflikt mit Dänemark entzündete sich an der Schleswig-Holstein-Frage. Beiden Herzogtümern hatte 1460 im «Ripener Freiheitsbrief» der Dänekönig Christian I. zugesichert, sie sollten «aufewig ungeteilt» bleiben. Doch im Laufe der Jahrhunderte gab es immer wieder Versuche Däne-

marks, sich diese deutschen Gebiete, vor allem Schleswig im Norden, gewaltsam einzuverleiben. 1848 bis 1851 entbrannte der offene Kampf zwischen den Norddeutschen und Dänemark. Damals entstand als Reaktion auf die dänische Aggression das Gedicht des Holsteiners Matthäus Friedrich Chemnitz:

«Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
bis ein schön'rer Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
wanke nicht, mein Vaterland!»

Die Kontroverse wurde nur kurzzeitig durch einen höchst komplizierten Kompromiss beigelegt. Eine ebenso radikale wie einflussreiche Fraktion in Kopenhagen, die «Eiderdänen», wollte ihr Land weiter bis zu diesem Holsteiner Grenzfluss ausdehnen. Ende 1863 verkündete der neue König Christian IX. als erste Amtshandlung, dass Schleswig ab sofort von Holstein getrennt sei und Dänemark einverleibt würde. Daraufhin erklärte der Deutsche Bund, zu dem die Herzogtümer de jure gehörten, nach Ablauf eines Ultimatums den Krieg. Mit der Durchführung dieser «Bundesexekution» wurden die stärksten Militärmächte Preußen und Österreich betraut.

Am 1. Februar 1864 begann der Marsch nach Norden, erstmals mit der Eisenbahn als allgemeinem Transportmittel. Gleich zu Beginn des Krieges war Klinkes Truppe gefordert. Die 11. Infanteriebrigade unter General Philipp von Canstein lag beim Vormarsch auf die Stadt Missunde vor der Ornumer Mühle fest, weil die dortige Brücke von den Dänen

Bild unten links: Prinz Friedrich Karl von Preußen (Mitte) leitete die Belagerung seit März. Ölgemälde (1866) von Christian Sell (1831–1883). Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Bild unten rechts: Das einzige Denkmal für Carl Klinke steht in Berlin-Spandau. Bild: Doris Antony, CC BY-SA 4.0, Wikimedia Commons





gesprengt worden war. Innerhalb von nur einer halben Stunde setzten die Pioniere sie wieder instand, und es konnte der erste Erfolg in der Schlacht bei Missunde am 2. Februar gefeiert werden. Vier Tage später bewältigte Klinkes Pionierkompanie wieder eine wichtige Aufgabe: Sie musste so schnell wie möglich eine 250 Meter lange Pontonbrücke über den Fluss Schlei bei Arnis schlagen, damit die Preußen in den Rücken des Feindes gelangen konnten.

«Es bleibt dabei, unsere Fahnen wehen von den Schanzen!»

Generalleutnant von Manstein

Das zahlenmäßig unterlegene dänische Heer, das großenteils aus enthusiastischen, aber wenig kriegsgeübten Milizionären bestand und unter einem Mangel an ausgebildeten Offizieren und Unteroffizieren litt, musste sich nach mehreren Niederlagen vom sogenannten Danewerk hinter die Düppel-Stellung zurückziehen, eine gegenüber von Sonderburg zwischen der Flensburger Förde und der Ostseeinsel Alsen gelegene Festungsanlage. Diese Düppeler Schanzen galten als sehr schwer einnehmbar. Hier hatten sich in sechs Haupt-

und vier Nebenwerken 26.000 Dänen mit 88 festen und 48 beweglichen Geschützen verbarrikadiert. Die Regierung in Kopenhagen befahl, die Düppel-Stellung «selbst unter schwersten Verlusten bis zum Äußersten zu verteidigen».

Preußens Oberbefehlshaber Prinz Friedrich Karl begann ab 17. März mit der Belagerung. Als man sich bis Anfang April mit Hilfe der Pioniere auf etwa 300 bis 400 Meter an die feindlichen Stellungen vorgearbeitet hatte, beschloss das Oberkommando, am 18. April den Angriff zu wagen. Generalleutnant Albrecht von Manstein, dessen 6. Infanteriedivision den Sturm unternehmen sollte, richtete am Vormittag eine markige Proklamation an seine Männer: «Auf die Energie der Truppe rechne ich mit Zuversicht. Kartätschenfeuer kann kein Anlass sein, zu stutzen oder umzukehren. Sollten Unfälle irgendwo eintreten, so versteht es sich ganz von selbst, dass die Reserve vorgeht (...). Es bleibt dabei, unsere Fahnen wehen von den Schanzen!»

Für den Angriff auf die Hauptschanzen I bis VI war je eine Sturmkolonne vorgesehen. Ihre Spitzen sollten in Schützenlinie so schnell wie möglich gegen die Verschanzungen vorgehen und sich davor festsetzen. Erst wenn es den nachfolgenden Pioniereinheiten gelungen war, alle Hindernisse zu beseitigen, sollten die eigentlichen Sturmko-

Besonders heiß umkämpft war die Schanze II, wo Carl Klinke zum Einsatz kam. Der Künstler Wilhelm Camphausen (1818–1885) hielt den heroischen Kampf um die Schanzen in diesem Gemälde (1866) fest.

Bild: Public domain, Wikimedia Commons

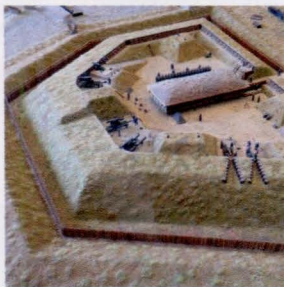


Gedenkmedaille für den Feldzug von 1864. Foto: Henrich, CCO, Wikimedia Commons



Preußische Truppen schlagen die Dänen bei Düppel in die Flucht. Darstellung des Schlachtgetümmels von Richard Knötel (1857–1914).

Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Die Düppeler Schanzen im Modell.

Foto: Terror Dwarf, CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons



Am Sockel der Berliner Siegessäule findet sich dieses Relief, gefertigt von Alexander Calandrelli zwischen 1871 und 1873. Es zeigt eine Szene aus dem Deutsch-Dänischen Krieg.

Foto: picture alliance / ZB

lonnen, mit einem Abstand von etwa 100 Schritten vorgehend, alle sechs Schanzen erstürmen und der feindlichen Besatzung den Rückzug abschneiden. In seiner Instruktion vom 15. April schrieb Prinz Friedrich Karl unter anderem: «Unmittelbar hinter der Spitzenkolonne folgt die Arbeiterabteilung mit umgehängten Gewehren. Diese besteht aus den Pionieren, welche Spaten, Hacken, Äxte, Brechstangen sowie Pulversäcke à 30 Pfund mit sich führen, und außerdem bei jeder Kolonne aus einer Kompanie zum Tragen von Leitern, Brettern, Heusäcken und anderen Gerätschaften.»

Um 4 Uhr früh eröffneten die preußischen Belagerungsbatterien mit 102 Geschützen ein sechsständiges Feuer. Danach, Punkt 10 Uhr, stiegen die Sturmkolonnen aus den Gräben, zunächst schweigend, dann mit donnerndem Hurra. Plötzlich erklang eine vertraute Melodie: der Yorksche Marsch. Die Musikkorps von drei Regimentern, insgesamt 300 Mann, waren im zweiten Parallelgraben aufgestellt und motivierten die Soldaten mit dröhnender Militärmusik.

Nur sechs Minuten nach Beginn des Angriffs waren bereits die Schanzen I, III, V und VI gestürmt. Doch um die Schanze II, auf die auch Carl Klinkes Trupp angesetzt war, tobte ein erbitterter Kampf. Der 26-jährige dänische Leutnant Johan Andres Ancker wehrte sich hier nach Kräften, obwohl er von einem Granatsplitter am Arm verwundet war. Seine Geschütze feuerten ununterbrochen, und auf die preußische Schützenlinie, die 400 Meter ungedecktes Gelände zu überwinden hatte, prasselte ein

verheerendes Kartätschen- und Gewehrfeuer nieder. Endlich gelang es Hauptmann von Spies, mit einigen Männern in die rechte Flanke der Schanze II einzudringen. Gleich hinter ihnen folgte der Pionierzug von Leutnant Diener. Aber es waren schon viele seiner Männer im dänischen Feuer gefallen oder mit ihrem schweren Gerät zurückgeblieben. Gemeinsam mit Leutnant Diener sprangen nur noch der Unteroffizier Lademann, der Gefreite Siedschlag mit seiner Axt sowie die Pioniere Klinkke mit einer Lunte und Kitto mit einem 30-pfündigen Pulversack in den Graben vor der Palisade. Eine Axt konnte hier überhaupt nichts ausrichten, und in diesen kritischen zehn Minuten griff Carl Klinkke zu Kittos Pulversack, setzte die Lunte an und sprengte sich in die Luft. Durch die entstandene Lücke drangen immer mehr Infanteristen ein. Damit war die Schanze gewonnen und Leutnant Ancker ergab sich.

Klinkke griff zum Pulversack, zündete die Lunte an und sprengte sich in die Luft.

In dem Bericht heißt es: «Während die Schützen, am Grabenrand niedergeworfen, den Wallrand unter Feuer nahmen, lagen die Stürmenden vor den Palisaden. Eine Öffnung war nirgends vorhanden. Da trat der Pionier Klinkke vor und sagte: "Ich werde Luft schaffen, Herr Leutnant. Besser einer als zehn." Damit warf er den Pulversack unter die

Palisaden und stieß die Lunte hinein. Halb verbrannt flog Klinke nach der einen, die Palisaden nach der anderen Seite und durch die gewonnene Öffnung hindurch ging es zum Siege.» Und Klinkes höchster Vorgesetzter, der Kommandeur der 11. Infanteriebrigade General Philipp Freiherr von Canstein, meldete: «Die vierte Pionier-Compagnie unter Hauptmann Daun sprengte einen Durchgang durch die Palisaden des Grabens, wobei der Pionier Klinke, der seine Aufopferung vorher ausgesprochen, den Heldentod fand.» Ob er tatsächlich das dramatische «Ick bin Klinke. Ick öffne dit Tor!» gerufen hat, oder dies eine spätere Legende ist, sei dahingestellt, Tatsache bleibt, dass der tapfere Mann im Alter von nur 23 Jahren im Gefecht fiel und durch seinen Opfertod vielen Kameraden das Leben rettete.

Eine Viertelstunde nach Beginn des Angriffs wehte über allen sechs Hauptschanzen Preußens schwarz-weiße Fahne, die restlichen vier Werke kapitulierten im Laufe des Nachmittags. Die Dänen verloren bei den Kämpfen um Düppel 4.800 Soldaten, Preußens Verluste betrugen 1.200 Mann, unter ihnen der Held Carl Klinke. Dass sein Lausitzer Landsmann, der Pionier Johann Friedrich

Kitto, ihm später diesen Ruhm streitig machte und behauptete, er selbst habe die Lunte gelegt und Klinke sei dabei durch eigene Unvorsichtigkeit ums Leben gekommen, ist eine wenig erfreuliche Nebengeschichte.

Dänemark musste im Juli 1864, nach einer weiteren Niederlage auf der Insel Alsen und der Eroberung der Hafenstadt Kolding, schließlich um Frieden bitten. Schleswig und Holstein blieben weiter deutsch.

Über den entscheidenden Tag von Düppel reimte Preußens großer Dichter Theodor Fontane:

«Palisaden starren die Stürmenden an,
Sie stutzen; Wer ist der rechte Mann?
Da springt von hinten einer vor:
"Ich heiße Klinke, ich öffne das Tor!"
Und er reißt von der Schulter den Pulversack,
Schwamm drauf, als wär's eine Pfeif' Tabak.
Ein Blitz, ein Krach – der Weg ist frei –
Gott seiner Seele gnädig sei!
Solchen Klinken für und für
Öffnet Gott selber die Himmelstür.» ■

Der Zankapfel



Die Schleswig-Holstein-Frage, gehört zu den kompliziertesten staatsrechtlichen Problemen. Der König von Dänemark war de jure Herzog von Holstein, de facto gehörte es aber seit dem Ende des Mittelalters zum Deutschen Reich. Das Herzogtum Schleswig war formal ein dänisches Lehen aber national gespalten zwischen einer deutschen Mehrheit und einer Minderheit von Dänen. Die Deutschen beriefen sich auf den Vertrag von Ripen (1460) und die darin garantierte «ewige» Verbindung Schleswigs mit Dänemark bis zur Eidergrenze wollten.

Der britische Premierminister Lord Palmerston prägte 1864 das Bonmot, es gebe nur drei Menschen, welche die Schleswig-Holstein-Frage verstünden: «Prinzgemahl Albert, der ist gestorben; ein deutscher Professor, der ist verrückt geworden; und ich, der alles vergessen hat, sonst wäre ich auch verrückt geworden.»

Das Wappen der preußischen Provinz Schleswig-Holstein. Bild: Public domain, Wikimedia Commons



Der Rote Baron

_ Manfred von Richthofen (1892–1918)

Als «Ritter der Lüfte» bewunderte man die härtesten Einzelkämpfer des Ersten Weltkriegs. Den erfolgreichsten von ihnen, das Ass der jungen deutschen Luftwaffe, bedachten seine Feinde mit einem Ehrennamen.

Der 23-jährige Leutnant Manfred von Richthofen fuhr im Oktober 1915 per Sonderzug nach Metz (Lothringen). Im Speisewagen begegnete er einem Offizier, der das Flugzeugführerabzeichen trug. Es war Oswald Boelcke, der bis dato erfolgreichste Jagdflieger des Ersten Weltkriegs. Seine Schilderungen von Luftkämpfen beeindruckten Richthofen so sehr, dass er beschloss: Ich will Jagdflieger werden. «Wohl immer hat bei ihm der Entschluss festgestanden, in der von ihm erwählten Laufbahn Außerordentliches zu leisten», schrieb Manfreds Bruder Bolko in seinen Erinnerungen.

Manfred Freiherr von Richthofen wurde am 2. Mai 1892 in Breslau als Sohn eines preußischen

Richthofen 1917 mit dem höchsten preußisch-deutschen Tapferkeitsorden, dem Pour le Mérite.

Foto: picture alliance / dpa, Kolonierung IF



Kavallerieoffiziers geboren. Die Richthofens waren eine ursprünglich aus Bernau in der Mark Brandenburg stammende, 1661 geadelte Dynastie. In ihrer Familienchronik steht der Spruch:

«Reicht auch der Stammbaum nicht ins graue Altertum

Ist's dennoch ein gar altes, wackeres Geschlecht; Kristallhell, ungetrübt blieb seines Namens Ruhm, Hoch hielt es stets die Wahrheit, Ehre und das Recht.»

Manfreds Familie zog neun Jahre nach seiner Geburt ins schlesische Schweidnitz. Als Absolvent der renommierten Kadettenanstalt Wahlstatt trat der begeisterte Reiter und Jäger 1911 ins 1. westpreußische Ulanen-Regiment ein.

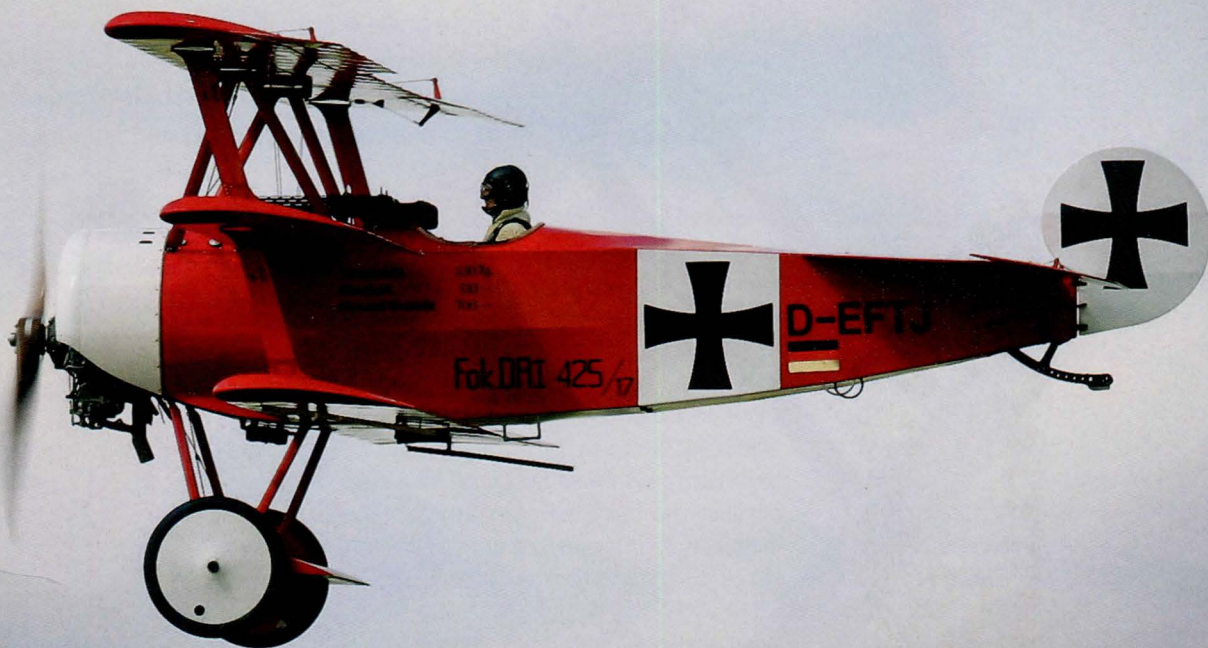
Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs war er zunächst Führer von berittenen Patrouillen. Vom lothringischen Diedenhofen aus überquerte sein Regiment Luxemburg und ritt anschließend durch Belgien. Gleich bei seinem ersten Gefecht nahe der belgischen Kleinstadt Virton am 21. August 1914 stieß er auf eine zahlenmäßig weit überlegene französische Kavallerietruppe, welche von seinen Männern in die Flucht geschlagen wurde. Stolz notierte Richthofen: «Es liegt wohl im Blute eines Germanen, den Gegner, wo man ihn auch trifft, über den Haufen zu rennen, besonders natürlich feindliche Reiterei.» Mehrere hitzige Scharmützel folgten, und nach einem besonders heftigen Kampf vor Verdun Ende September 1914 meinte der künftige Fliegerheld prophetisch: «Wenn ich lebendig aus diesem Krieg hervorgehen sollte, hätte ich mehr Glück als Verstand.»

«Es liegt wohl im Blute eines Germanen, den Gegner über den Haufen zu rennen.»

Als 1914/15 die Westfront im Grabenkampf erstarrte, bat der junge Leutnant um Versetzung zur Fliegertruppe. Ab 6. Juni 1915 begann seine Ausbildung bei der Flieger-Ersatzabteilung 7 in Köln, aber nicht zum Piloten, sondern zum Beobachter. Doch er sah seine Berufung schon klar vor sich: «Nur Beobachter werden, das liegt mir nicht. Flugzeugführer will ich werden und, wenn es glückt, der beste von allen!»



Vor allem über der Westfront tobten ab 1916
heftige Luftkämpfe. Bild: Air Force photo / Senior Airman Marc I. Lane



Seinen legendären roten Dreidecker
Fokker Dr.I flog Richthofen ab
1917. Hier ein Nachbau bei einer
Flugschau 2004. Foto: Noop1958,
CC BY-SA 3.0, Wikimedia Commons



Deutsche Totenehrung im Ersten Weltkrieg. Bild: Public domain, Wikimedia Commons

Die Militärfliegerei steckte damals noch in den Kinderschuhen. Namentlich die deutsche Führung bevorzugte anfangs größere Luftschiffe, die als mobile Bombenabwurfstellen dienten. Gegenüber Flugzeugen herrschte das Vorurteil: «Wenn sie zu hoch fliegen, sehen sie nichts, und wenn sie zu niedrig fliegen, werden sie abgeschossen.» Es wurden jedoch zu Kriegsbeginn vor allem die trägen und windanfälligen Luftschiffe abgeschossen, so dass man schnell auf leistungsfähige Flugzeuge umstellen musste.

«Flugzeugführer will ich werden und, wenn es glückt, der beste von allen!»

Zunächst trugen diese Maschinen kaum eine Bewaffnung und wurden vor allem zur Beobachtung feindlicher Frontlinien eingesetzt. Die ersten Bomber nutzten als Waffe sogenannte Fliegerpfeile, kurze, angespitzte Metallstangen, die per Hand abgeworfen wurden und naturgemäß kaum Schaden anrichteten. Anfang 1915 wurden die ersten Flugzeuge der Fokker- und Albatros-Werke mit starr montierten Maschinengewehren ausgerüstet. Den Durchbruch erreichte der Konstrukteur Anton Fok-

ker im April 1915. Er entwickelte das «Unterbrechergetriebe». Dabei wurde ein parallel zur Motorachsefeuerndes Maschinengewehr so in das Flugzeug eingebaut, dass der Mechanismus des Abfeuerns jedes Mal so lange blockiert blieb, bis das Propellerblatt die MG-Mündung passiert hatte. Damit war ein ständiges Dauerfeuer nach vorn möglich und die Luftkriegführung erlebte eine erste Revolution.

Richthofen wurde ab Oktober 1915 im belgischen Ostende als Beobachter eingesetzt – eine Verwendung, die ihn schnell langweilte. Also absolvierte er in Metz seine Ausbildung zum Flugzeugführer. Die bestand er jedoch erst im dritten Anlauf Ende Dezember 1915. Sehr vielversprechend schien dieser junge Flieger nicht zu sein. Aber Richthofen liebte den Aufstieg in die Lüfte: «Das ist ja aber gerade das Schöne, dass man sich vollständig als freier Mensch fühlt und vollkommen sein eigener Herr ist, wenn man mal in der Luft ist.»

Er nutzte seine Bekanntschaft mit dem Flieger-Ass Oswald Boelcke, der ihn Anfang September 1916 zu seiner bei Cambrai stationierten Jagdstaffel 2 holte. Am 17. September erzielte Richtofen über dieser französischen Stadt seinen ersten Luftsieg. Sein Bericht darüber: «Nur immer der eine Gedanke: Der muss fallen, mag kommen, was da will! Da, endlich ein günstiger Augenblick. Der Gegner hat mich scheinbar verloren und fliegt gerade-

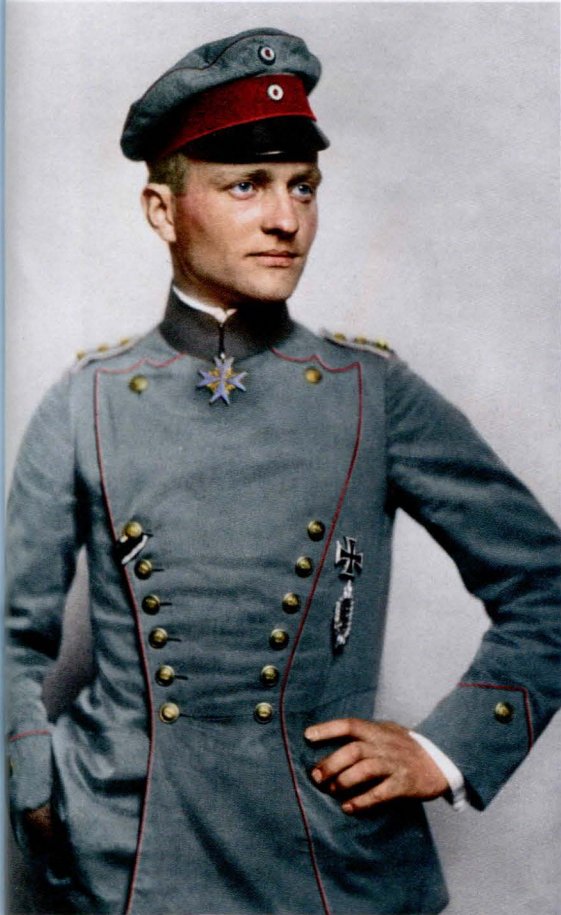


Bild oben links: Manfred von Richthofen avancierte zum populärsten Fliegerhelden des Krieges. Foto: Nicola Perscheid, Public domain, Wikimedia Commons, Kolorierung IF

Bild oben rechts: Auch mit dem Doppeldecker Albatros D.II errang Richthofen zahlreiche Luftsiege. Bild: Michael Zeno Diemer, Public domain, Wikimedia Commons

Bild links: Die Bewaffnung der Flugzeuge wurde im Laufe des Krieges immer größer und schwerer – wie diese 300-Kilo-Fliegerbombe. Foto: picture alliance / akg-images



hofen flog damals einen Albatros-D.II-Doppeldecker, das Standardflugzeug der kaiserlichen Jagdwaffe mit 160 PS, 175 km/h Geschwindigkeit und 6.000 Meter Gipfelhöhe sowie zwei leichten MG.

Richtig ernst wurde die Situation am 23. November 1916. Boelckes Staffel traf über Bapaume auf den bisher erfolgreichsten britischen Jagdflieger Major George Lanoe Hawker. Auf seiner Albatros-Maschine verwickelte Richthofen den Gegner in ein Gefecht und schoss Hawker ab. («Mit ihm den schwersten Kampf gehabt, der mir bisher vorgekommen ist.») Nach seinem 18. Luftsieg erhielt er im Januar 1917 den Orden Pour le Mérite, die höchste preußische Tapferkeitsauszeichnung. Gleichzeitig übernahm er die Führung der bisher erfolglosen Jagdstaffel 11 in Douai. Drei Monate später verzeichnete diese Einheit bereits 125 Abschüsse bei nur zwei eigenen Verlusten.

Beim Gegner war Richthofens Staffel genauso gefürchtet wie angesehen. «Fliegender Zirkus» nannte man seine Truppe wegen der farbenfrohen Bemalung ihrer Flugzeuge und aufgrund ihrer oft überraschenden Standortwechsel. Richthofen war mittlerweile auf einen Fokker-Dr.I-Dreidecker umgestiegen, der mit 160 km/h zwar nicht besonders schnell, dafür aber extrem wendig war. Diesen ohnehin schon markanten Flieger versah er nicht mit dem üblichen Tarnanstrich. «Aus irgend-

aus. Im Bruchteil einer Sekunde sitze ich ihm mit meiner guten Maschine im Nacken. Eine kurze Serie aus meinem Maschinengewehr. Ich war so nahe dran, dass ich Angst hatte, ihn zu rammen. Da plötzlich, der Propeller des Gegners dreht sich nicht mehr. Getroffen! Der Motor war zerschossen, und der Feind musste bei uns landen, da ein Erreichen seiner eigenen Linien ausgeschlossen war.» Richt-

Der Erste Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg wurde ausgelöst durch den Mord am österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 in Sarajevo, begangen durch serbische Nationalisten. Nach der Kriegserklärung der k.u.k.-Monarchie am 28. Juli an den kleinen Balkanstaat wurden auf beiden Seiten schnell die Bündnisverpflichtungen eingelöst: Den Mittelmächten Deutschland, Österreich-Ungarn und Türkei stand die Entente aus Russland, Großbritannien und Frankreich gegenüber. Schon bald waren die Fronten festgefressen, insbesondere im Westen bewegten sich die Schützengräben trotz verlustreicher Materialschlachten nur wenig. Die Wende brachte 1917 der Kriegseintritt der USA, die der Entente zu Hilfe kamen. Das Deutsche Reich musste im November 1918 kapitulieren und im Folgejahr in Versailles einen erniedrigenden Diktatfrieden unterzeichnen.

Bild unten links: Richthofen (Mitte) und seine Kameraden der Jagdstaffel 11. Zweiter von rechts: Bruder Lothar von Richthofen. Foto: IWM

Bild unten rechts: Flieger-Ass Oswald Boelcke (1891–1916) war Richthofens Idol und Lehrmeister. Foto: picture alliance / Mary Evans Picture Library

welchen Gründen kam ich eines schönen Tages auf den Gedanken, mir meine Kiste knallrot anzupinseln. Der Erfolg war der, dass sich mein roter Vogel jedem Menschen unbedingt aufdrängte. Auch meinen Gegnern schien dies tatsächlich nicht ganz unbekannt geblieben zu sein.» In der Tat, wegen seines auffälligen Äußeren taufen ihn die Briten «Red Baron» (Roter Baron), die Franzosen «Diable rouge» (Roter Teufel).

Britische Flieger, die ihren Abschuss überlebten, wurden von den deutschen Offizieren mit einem opulenten «Trostfrühstück» bewirtet.

Im April 1917 bereitete die Jagdstaffel 11 dem Royal Flying Corps eine desaströse Niederlage. Richthofen schoss an einem einzigen Tag, dem 29. April 1917, vier gegnerische Flugzeuge vom Himmel. Die englischen Flieger sprachen vom «bloody April», dem blutigen April. Bei den Briten wurde der Rote Baron nun so gefürchtet, dass man für seinen Abschuss das Victoria Cross, die höchste englische Kriegsauszeichnung, sowie eine Prämie von 5.000 Pfund auslobte. Dabei ging man an der Front durchaus ritterlich miteinander um. Britische Flieger, die ihren Abschuss überlebten, wurden von ihren deutschen Offizierskollegen regelmäßig mit einem opulenten «Trostfrühstück» bewirtet, bevor sie sich in Gefangenschaft begaben.

Richthofens legendäre Erfolge beruhten auf Jagdinstinkt, gepaart mit eiserner Disziplin. Fliegerische Tollheiten wie Loopings oder Kopfüberflüge lehnte er als «Blödsinn, der in einem Luftkampf nichts zu suchen hat» ab. Er griff seine Kontrahenten nur an, wenn er sich in eine taktisch überlegene Position gebracht und möglichst die Sonne im Rücken hatte. Er nannte es, «den Gegner taktisch zurechtlegen».

Im Juni 1917 (Oswald Boelcke war schon Ende Oktober 1916 im Luftkampf gefallen) übernahm Richthofen die Führung des aus vier Staffeln bestehenden Jagdgeschwaders 1 mit 40 bis 50 Maschinen. Diese Staffeln agierten in einer Höhe von über 5.000 Metern. Ihre Hauptaufgabe bestand darin, durchgebrochene feindliche Aufklärer und Bombenflugzeuge zu vernichten. Ihr Einsatz erwies sich dem britischen und französischen System als überlegen, weil sich die deutschen Geschwader durch ihren stoßweisen Masseneinsatz meist den Luftraum freikämpfen konnten, während die alliierten Jagdflieger ihre Hauptkräfte beim Sperre- und Begleitschutzfliegen verzettelten.

Am 6. Juli 1917 wurde der inzwischen zum Rittmeister (Hauptmann) Beförderung im Luftkampf über der nordfranzösischen Ort Deulémont schwer am Kopf verwundet und musste, nahezu erblindet, notlanden. Kaum wieder genesen, stieg er nach vier Wochen in seinen roten Fokker-Dreidecker und errang insgesamt 80 Luftsiege, mehr als jeder andere Pilot im Ersten Weltkrieg. Ende 1917 gehörte Richthofen zu den populärsten Kriegshelden Deutschlands. Er wurde sogar ins Kaiserliche Hauptquartier eingeladen. Hier begegnete ihm der österreichische Außenminister Graf Ottokar Czernin.





Der fragte den Piloten, wie er denn zu seinen großen Erfolgen käme. Die Antwort: «Es ist sehr einfach, man muss nur ganz nahe an den feindlichen Flieger heran, und dann fest schießen – dann fällt der andere herunter. Nur muss der Mensch den "eigenen Schweinehund" besiegen und sich nicht davor scheuen, ganz nahe an den Gegner heranzufiegen.» Beindruckt notierte Czernin: «Moderne Helden!»

Allerdings ging dieser Krieg nicht spurlos an Manfred von Richthofen vorüber. «Mir ist nach jedem Luftkampf erbärmlich zumute», schrieb er kurz vor seinem Tod. «Wenn ich meinen Fuß auf dem Flugplatz wieder auf den Boden gesetzt habe, dann mache ich, dass ich in meine vier Wände komme, will niemanden sehen und von nichts hören (...) Es ist nicht so, wie die Leute in der Heimat sich das vorstellen, mit Hurra und Gebrüll, es ist alles viel ernster, verbissener.»

Am 21. April 1918 führte der «Rote Baron» sein letztes Gefecht. Im Luftkampf mit dem kanadischen Jagdflieger Arthur Roy Brown ging er über Vaux-sur-Somme zum Tiefflug über und wurde vom Boden durch ein Geschoss aus einem australischen Maschinengewehr tödlich getroffen. Er konnte noch hinter den feindlichen Linien landen und verstarb dort sofort.

Hauptmann Brown schilderte seine Eindrücke an der Absturzstelle: «Man hatte seine Kappe entfernt, blondes, seidenweiches Haar, wie das eines Kin-

des, fiel von der breiten, hohen Stirn. Sein Gesicht, besonders friedlich, besaß einen Ausdruck von Milde und Vornehmheit. Und plötzlich fühlte ich mich elend, unglücklich, als hätte ich ein Unrecht begangen. Kein Gefühl des Triumphes konnte aufkommen, dass dort Richthofen lag, der Größte von allen!» Am 22. April wurde der tapfere Flieger von den Briten mit allen militärischen Ehren in Bertangles bei Amiens beigesetzt. Heute liegt er im Familiengrab der Richthofens auf dem Südfriedhof von Wiesbaden.

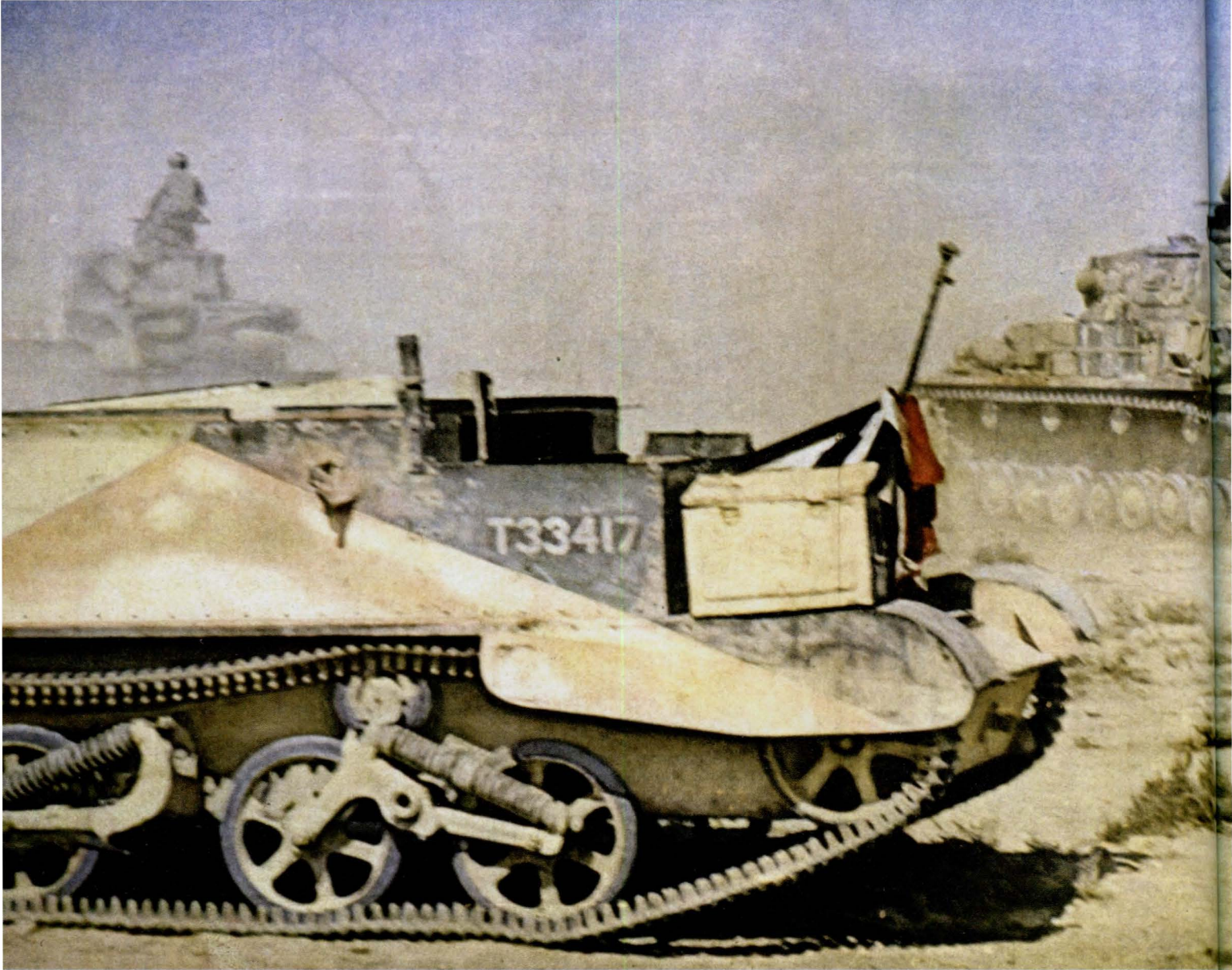
«Es ist nicht so, wie die Leute sich das vorstellen, mit Hurra und Gebrüll, es ist alles viel ernster.»

Bolko Freiherr von Richthofen schrieb über seinen Bruder: «Vielleicht mögen anfangs Ehrgeiz und Sportlust starke Triebfedern für Manfreds Entschluss gewesen sein, vom Sattel in den Führersitz seines weltberühmten roten Kampfflugzeuges zu steigen. Je härter und schwerer aber die Kämpfe, je bedeutungsvoller der Luftkrieg für Deutschlands Schicksal und je größer Manfreds eigene Verantwortung wurden, um so ernster wurde bei aller Heiterkeit und Zuversicht des Geistes sein unbeugsamer Wille, allein und ausschließlich das Beste zu tun und zu geben für Volk und Vaterland.» ■

Soldaten des australischen Fliegerkorps schießen Ehrensalut für den gefallenen Gegner.
Foto: picture alliance / empics



Den Pour le Mérite erhielt Richthofen am 12. Januar 1917. Foto: Public domain, Wikimedia Commons



Der Wüstenfuchs

– Erwin Rommel (1891–1944)

**Großbritanniens Generale wurden reihenweise von ihm über-
tölpelt: In Nordafrika griff er immer dort an, wo sie es am wenigsten
erwarteten. Er führte stets von vorn, seine Männer gingen für ihn
durchs Feuer.**

Der Bewerber
Rommel wurde als
körperlich untaug-
lich abgewiesen.

Schroffe Bergmassive, bodenlose Schluchten, tückische Abgründe, wogende Nebel, reißende Gebirgsflüsse – all das musste überwunden werden. Endlich, um 11:40 Uhr am 26. Oktober 1917, stand der württembergische Oberleutnant Erwin Rommel auf dem Gipfel. Er hatte soeben mit einigen Dutzend Soldaten den für uneinnehmbar geltenden 1.200 Meter hohen Monte Matajur in den Julischen Alpen erobert. Dann setzte er dem Feind, einem italienischen Regiment, in den nächsten Tagen nach, mittels einer Taktik, die aus Täuschungsmanövern, Bravourstücken, Überraschungsangriffen und schneller Verfolgung bestand. Es war jene eigenwillige Kampfmethode, die Rommel 25 Jahre später in der ganzen Welt berühmt machen sollte.

Zum Militär ging Rommel auf Wunsch seines Vaters, einem Lehrer aus dem schwäbischen Heidenheim. Der schwächliche, 1891 geborene Bewerber wurde von Artillerie und Pionieren als körperlich untauglich abgewiesen. Im Sommer 1910 trat er in das württembergische Infanterieregiment Nr. 124 ein. In den Ersten Weltkrieg zog der seit 1911 verheiratete Rommel aus seiner Garnisonstadt Ulm. Er kämpfte an der Maas, westlich von Verdun, in den Argonnen, Hochvogesen und in Norditalien. Hier, an der Isonzo-Front, zeigte er Führungsqualitäten, überzeugte durch persönliches Beispiel und tat nicht selten jenseits aller Befehle, das, was er für unmittelbar geboten hielt. Im Dezember 1917 wurde er für die Eroberung des Monte Matajur mit dem höchsten preußisch-deutschen Tapferkeitsorden Pour le Mérite ausgezeichnet. Rommels Vorgesetzter urteilte: «Seine Planungen waren oft überraschend, intuitiv, spontan und nicht ohne Weiteres durchsichtig... Seine Phantasie war außerordentlich und schuf in schwieriger Lage oft die unerwartetsten Lösungen.»



Blitzkriegsstrategie: Deutsche Panzer konnten das flache Terrain der Wüste nicht überall nutzen. Foto: picture alliance / akg-images

Im 100.000-Mann-Heer der Weimarer Republik verlief seine Karriere eher schleppend. Mit 42 Jahren bekleidete er den Dienstgrad eines Majors; es war jene berüchtigte «Majorsecke», an der schon zur Kaiserzeit die meisten Offizierslaufbahnen endeten. Nach 1933 machte er sich mit der neuen Panzerwaffe vertraut, die die Kriegführung revolutionierte. Das Zusammenwirken von Panzerfahrzeugen und motorisierten Infanterieverbänden wurde Rommels Spezialität. Feuer, Beweglichkeit und schnelle Nachrichtenübermittlung spielten dabei die Hauptrolle. Seit 1939 Generalmajor, erhielt Rommel das Kommando der 7. Panzerdivision, die schon am ersten Tag des Frankreich-Feldzugs zum Einsatz kam.

Rommels Division griff im Morgengrauen des 10. Mai 1940 an. Bereits am 12. erreichte sie die Maas, die am kommenden Tag von Stoßtrupps mit Schlauchbooten überquert wurde. In einem Sturm-
lauf von 19 Tagen donnerten seine Panzer durchs Land: Am 13. Mai wurde Dinant erreicht, am 16.

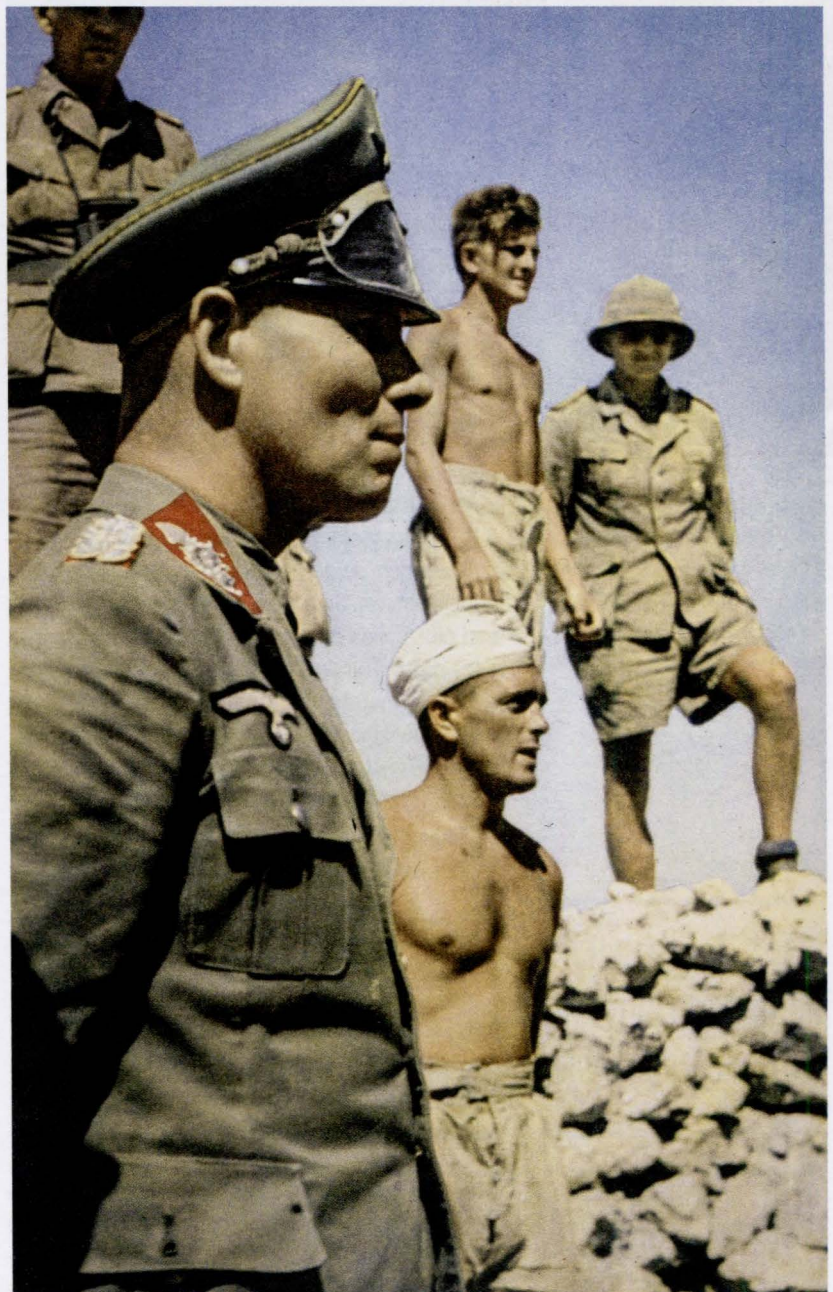
das Sambre-Ufer und am 20. Arras in Nordfrankreich. Rommels Taktik bestand darin, wie ein «langer Zeigefinger» so schnell wie möglich vorzustoßen, ohne sich um Deckung von Flanken und Rücken zu kümmern. Der Schock, den er versetzte, würde das Risiko mehr als wettmachen.

Während des Vormarsches fuhr Rommel stets an der Spitze seiner Division, dem Panzerregiment 25. Gelegentlich flog er auch mit einem leichten Heerestransportflugzeug Fieseler Storch und landete an der vordersten Linie seiner Fahrzeuge. «Den Tag hat derjenige gewonnen, der seinen Gegner zuerst bepflastert», lautete Rommels Devise. An der Brücke von Chenterfontaine wurde ihm das beinahe zum Verhängnis. Er geriet mit nur einer Handvoll Infanteristen unter MG-Beschuss und musste sich mühsam zur anderen Uferseite durchschlagen.

Die Taktik: Blitzartig vorstoßen, ohne sich um Deckung zu kümmern.

«Deutsche Panzer im Sonnenbrand», heißt es im Refrain eines beliebten Marschliedes. Bei 50 Grad schwitzten zumindest die Landser.

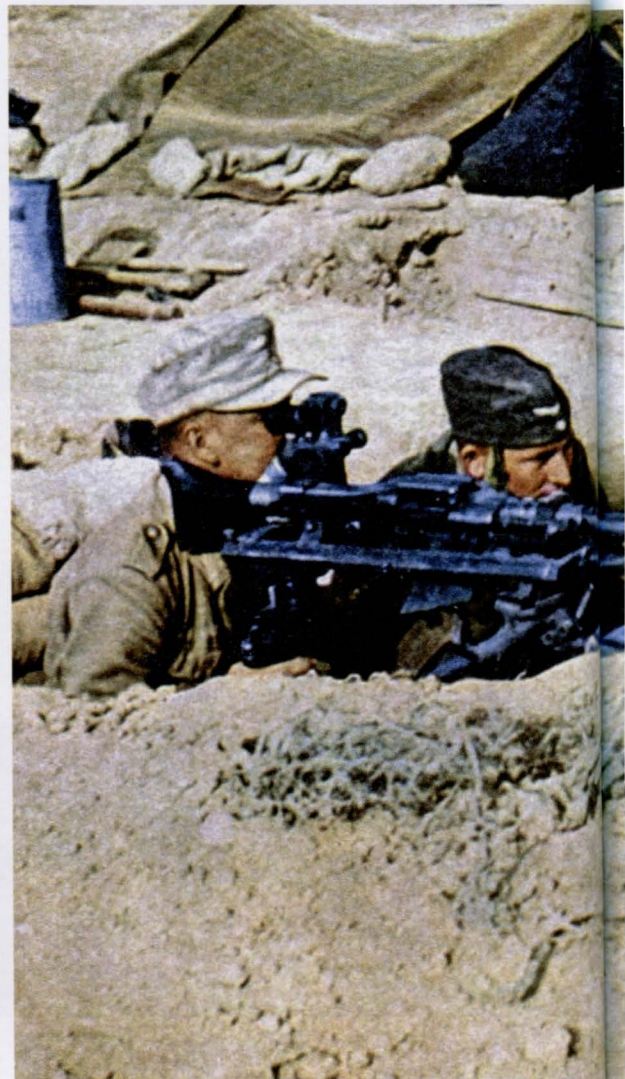
Foto: picture alliance / akg-images





Oberleutnant Rommel in Italien 1917. Foto: Pictorial Press Ltd / Alamy Stock Photo, Kolorierung IF

Bild rechts: Deutscher Vorposten mit MG an der Nordafrikafront. Foto: picture alliance / akg-images



Ende Mai 1940 hatte die 7. Panzerdivision allein 6.800 Kriegsgefangene gemacht. Rommels Wagemut kam dem deutschen Oberkommando allmählich unheimlich vor. Sein kühnes Umfassen des Feindes und plötzliches Auftauchen in dessen Rücken und dass diese Truppe immer dort erschien, wo man sie nie vermutet hätte, brachte die Franzosen dazu, sie «la division fantôme» (Gespensterdivision) zu taufen. Am 10. Juni erreichte die Division Dieppe an der Atlantikküste. Nach der Kapitulation sagte der französische Kommandeur zu Rommel: «Junger Mann, Sie sind viel zu schnell für uns gewesen.»

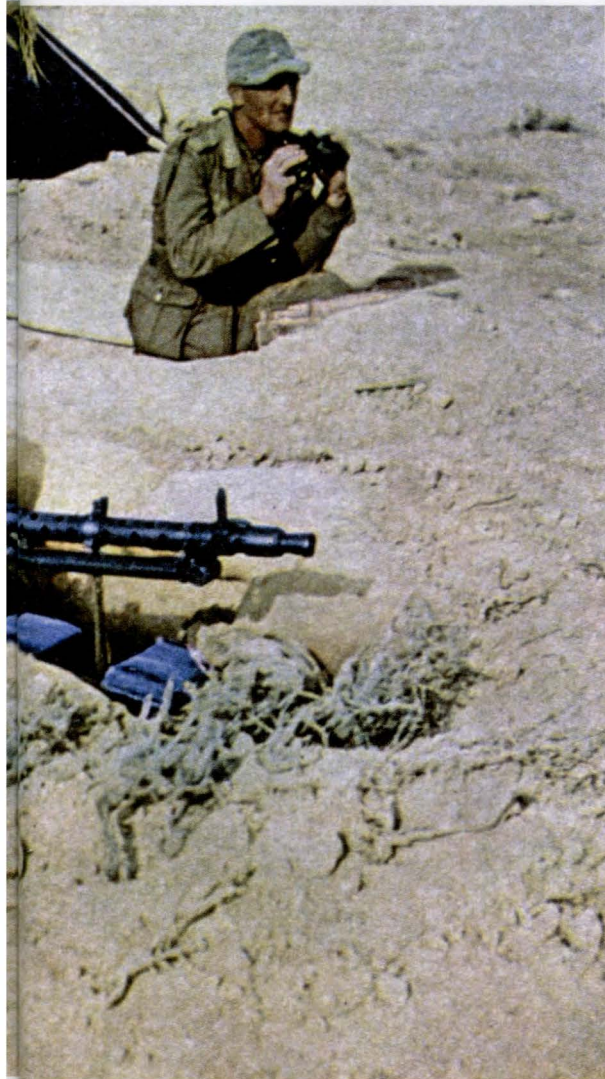
Die Franzosen bezeichneten Rommels Männer als die «Gespensterdivision».

Für das Kommando in Nordafrika, wo die Italiener schwere Niederlagen gegen die Briten einstecken mussten, wurde Rommel von Adolf Hitler persönlich ausgewählt, obwohl das Oberkom-

mando des Heeres vor dem unberechenbaren Mann warnte. Rommel, inzwischen Generalleutnant und Ritterkreuzträger, traf am 12. Februar 1941 in Tripolis ein und wurde drei Tage später zum Befehlshaber des Deutschen Afrikakorps (DAK) ernannt. Nachdem sich seine Ankunft herumgesprochen hatte, sagte sein erster Gegner, der britische General Sir Archibald Wavell: «Ich habe gehört, er soll ein stürmischer Kerl sein.» Wie recht er damit hatte, sollte Wavell schon bald erfahren.

Kurz nach seiner Ankunft in Libyen unternahm Rommel eines seiner genialen Täuschungsmanöver. So ließ er in Tripolis die etwa 50 Panzer der 15. Division, die in der ersten Welle mit ihm übers Mittelmeer gekommen waren, immer wieder hintereinander um die größten Häuserblöcke fahren und demonstrierte damit eine Stärke, die gar nicht vorhanden war. Ein britischer Spion meldete dann auch beeindruckt, es seien mehr als 1.000 deutsche Panzer gelandet.

Rommels Auftrag lautete, Tripolitania (den Westteil Libyens) zu halten. Doch er plante eine weit großzügigere Operation – die Rückeroberung



der Cyrenaika. Per Flugzeug hatte er sich rasch über Terrain und Stellungen des Gegners beim Wüstenort el-Agheila ein genaues Bild verschafft. Im Gegenzug trickste er die britische Luftaufklärung aus und ließ zahlreiche Panzerattrappen aus Holz und Pappe bauen. Einige waren unbeweglich, andere fuhrten auf VW-Kübelwagen montiert durch die Gegend. Alles sah so aus, als bereite er einen gewaltigen Vorstoß nördlich von el-Agheila vor. Deshalb zogen sich die Engländer am 24. März auf Mersa el-Brega zurück, wo sich ein Engpass befand, der relativ leicht zu verteidigen war.

Obwohl Rommels Truppen dem Feind im Verhältnis 1:3 unterlegen waren, setzte er drei Stoßkeile unter Oberstleutnant Gerhard Graf von Schwerin quer durch die Cyrenaika auf Derna ein, just jene Richtung, aus der die Briten aufgrund Rommels Täuschungsmanöver mit den Holzpanzern keinen Angriff erwarteten. An der Küste eroberten deutsche Soldaten am 4. April Bengasi und trafen sich mit Schwerins Truppen in Derna. «Die Vorgesetzten in Tripolis, Rom und Berlin werden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen. Gegen bisherige Weisungen und Befehle hab ich's gewagt»,

schrrieb Rommel. Die italienische Führung, der das DAK nominell unterstellt war, tobte über die Eigenmächtigkeit des Deutschen, der nicht auf Verstärkungen warten mochte.

Rommel scherte sich nicht darum und stieß bei Mittagstemperaturen von 50 Grad an der Spitze seiner Panzerverbände weiter vor. Sie rollten an Tobruk vorbei über el-Adem und Bardia, das am 12. April erreicht wurde. Schließlich räumten die Briten auch den Halfaya-Pass an der libysch-ägyptischen Grenze. Innerhalb von 14 Tagen hatte Rommel gegen eine erdrückende Übermacht zurückgewonnen, was der Gegner sich in zwei Monaten erkämpfen musste.

Bei den Kämpfen, die in Nordafrika monatelang hin und her wogten, setzte Rommel sich ständig allen Gefahren aus. «Geführt wird von vorn!» war sein Grundsatz. Sir Claude Auchinleck, Chef der britischen Nahost-Streitkräfte, konstatierte: «Deutschland hatte viele rücksichtslos tüchtige Generale hervorgebracht. Rommel war von anderem Schlag. Er hob sich über sie hinaus.» Im Reich wurde Rommel als «Wüstenfuchs» gefeiert und erlangte schnell Kultstatus.

Kradschützengespann der Wehrmacht kurz vor den Stellungen bei el-Alamein. Foto: picture alliance / akg-images

Im Reich war Rommel populär wie kein anderer General.



Deutsche Flakartilleristen im Raum Bengasi (Cyrenaika).

Bild rechts oben: Me-110-Aufklärer wartet auf einem Wüstenflugplatz.

Bild rechts unten: Deutsche Truppen des Afrikakorps landen auf einem Flugplatz in Tunesien.

Fotos: picture alliance / akg-images



Den beliebten Schlager «Auf der Reeperbahn nachts um halb eins» dichteten die DAK-Mannschaften um:

«Auf der Rommelbahn nachts um halb drei, jagen Geister mit achtzig vorbei, Rommel selbst voran, jeder hält sich ran, auf der Rommelbahn nachts um halb drei.»

Als das deutsche Oberkommando – um Rommels Sicherheit besorgt – dem Adjutanten des Wüstenfuchses befahl, dafür zu sorgen, dass er sich vom unmittelbaren Kampfgeschehen fernhalte, entgegnete dieser: «Wie soll ich das machen? Man kann ihn nun mal nicht festbinden.»

Rommels spektakulärster Erfolg war sicher die Eroberung der waffenstarrenden Mittelmeer-Festung Tobruk am 21. Juni 1942. Dort gingen 32.000 Briten und Alliierte in Gefangenschaft. Dem DAK fielen 5.000 Tonnen Nachschubgüter sowie 10.000 Tonnen dringend benötigter Treibstoff in die Hände. Erwin Rommel bekam dafür den Marschallstab. Nach dem Fall von Tobruk erklärte er: «Es ist nicht

die Führung allein, die solche Siege ermöglicht. Man kann sie nur mit einer Truppe erringen, der man alles aufbürden kann an Last, an Kampf und Not und auch an Sterben. Meinen Soldaten verdanke ich alles.»

Doch trotz vieler Opfer gelang der Vormarsch in das britisch besetzte Ägypten nicht, auch weil inzwischen die USA in den Krieg eingetreten waren. Nachschub für das Afrika-Korps kam nur noch sporadisch an. Rommel musste sich am 23. September 1942 zur Kur in die Heimat begeben. Der Afrikafeldzug hatte deutliche Spuren bei ihm hinterlassen. Er litt unter Rheuma-Anfällen, einer nicht auskuriereten Gelbsucht und einer Herpesinfektion. Wochenlang schlief er kaum mehr als zwei Stunden täglich. Auch die ständige einseitige Ernährung von fettreichen Konserven, Dörrfleisch, Ölsardinen und Zwieback forderte ihren Tribut.

Nach der Schlacht von el-Alamein im Oktober/November 1942 gelang es Rommel mit enormem taktischen Geschick, seine dezimierten Verbände

«Meinen Soldaten verdanke ich alles.»

immer wieder einer Umfassung oder gar Vernichtung zu entziehen. Den Befehl zum Rückzug aus der el-Alamein-Stellung hatte er gegen ausdrücklichen Befehl Hitlers vollzogen. Als klar wurde, dass Nordafrika gegen Briten und Amerikaner, die in Algerien und Marokko gelandet waren, nicht mehr zu halten war, musste Rommel das Kommando des DAK abgeben. Man wollte den populären General nicht mit dem Stigma der Niederlage behaften.

Nach dem Verlust von Afrika wurde Rommel monatelang als Propagandafigur herumgereicht. Erst im November 1943 war er im «Sonderauftrag West» für die Verteidigung der französischen Atlantikküste verantwortlich – eine angesichts der materiellen Unterlegenheit unlösbare Aufgabe. Nach der alliierten Landung am 6. Juni 1944 konnte er den übermächtigen Feind mit seiner Heeresgruppe drei Wochen lang auf der Halbinsel Cotentin festnageln.



Langsam kam Rommel aber zu der Erkenntnis, dass die Lage im Westen unhaltbar wurde, ja dass der Krieg verloren war, und er machte daraus keinen Hehl. In einem Schreiben an Hitler richtete er am 15. Juli die kaum verhüllte Forderung, im Westen mit den Alliierten Frieden zu schließen. Ob Erwin Rommel zum Kreis der Widerständler des 20. Juli gehörte, darüber streiten seine Biografen bis heute. Man sollte berücksichtigen, dass sein offenerherziges Naturell mit Verschwörungen und Kungeleien in Hinterzimmern wenig anzufangen wusste. Für ihn galt wohl eher die Maxime seines Kollegen Erich von Manstein: «Preußische Feldmarschälle meutern nicht.» Eine lebensgefährliche Verletzung am 17. Juli machte ihm aktives Handeln ohnehin unmöglich.

Den Befehl zum Rückzug gab Rommel gegen die ausdrückliche Weisung von Hitler.

Dennoch geriet er langsam in Verdacht, und am 14. Oktober 1944 wurde der Marschall in seinem schwäbischen Heimatort Herrlingen vor die Alternative Volksgerichtshof oder Freitod gestellt. Rommel wählte noch am selben Tag die zweite Option. Warum er auf dieses Ansinnen einging, ist ein bis heute ungelöstes Rätsel. Er hätte das Dritte Reich bis auf die Knochen blamieren können, wenn es gezwungen gewesen wäre, seinen mit Abstand bekanntesten Militär vor Gericht zu stellen. Erwin Rommel bevorzugte die andere Alternative und griff zur Giftkapsel. Zuweilen gehen Helden leise in den Tod. ■

Rommel mit seinem Stab vor einer Angriffsoperation.

Foto: picture alliance / Mary Evans Picture Library/WEIMA

Der Zweite Weltkrieg

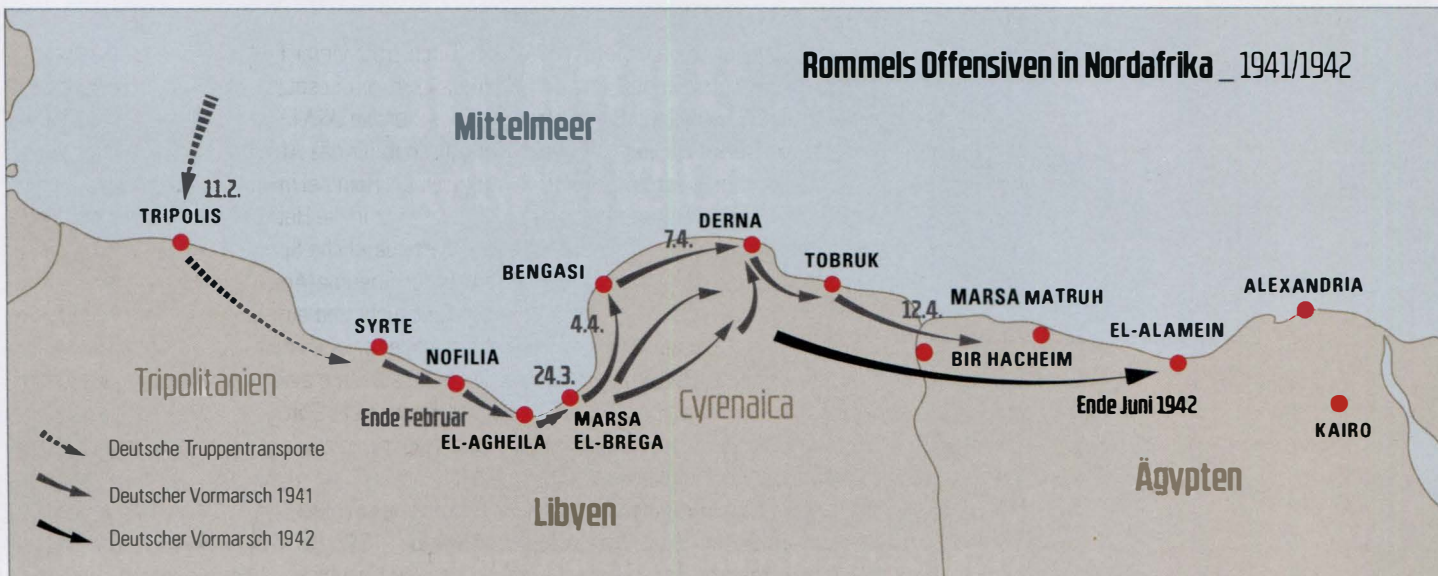


Der Zweite Weltkrieg begann am 1. September 1939 mit dem deutschen Einmarsch in Polen. Zunächst konnte die Wehrmacht in rascher Folge die meisten Länder Kontinentaleuropas besetzen. Mit dem Angriff auf die Sowjetunion (22. Juni 1941) und dem Kriegseintritt der USA (7. Dezember 1941) wendete sich das Geschehen. Die Kapitulation der 6. Armee vor Stalingrad im Januar 1943 gilt als der Anfang vom Ende. Nach der Landung alliierter Truppen in der Normandie (6. Juni 1944) wurde das Reich in die Zange genommen. Am 8. beziehungsweise 9. Mai 1945 erfolgte die bedingungslose Kapitulation Deutschlands. Im Pazifik ging der Krieg weiter und wurde erst durch die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki (6. und 9. August 1945) beendet.

Deutscher Einmarsch in Polen. Danach, 1. September 1939. Foto: Bundesarchiv, Bild 146-1979-056-18A, Hans Sönke, CC-BY-SA 3.0, Wikimedia Commons

Grafik: COMPACT

Rommels Offensiven in Nordafrika _ 1941/1942





Ludwig Uhland. Bild: picture alliance / akg-images

Nachwort

In Ungarns Hauptstadt Budapest darf man seit 120 Jahren den Hősök tere (Heldenplatz) bewundern, gespickt mit gut einem Dutzend tapferer Vorkämpfer des Magyarentums. Was könnte man als Pendant in Berlin errichten? Vielleicht eine Siegesallee voller Fraktionsgeschäftsführer oder Parlamentarischer Staatssekretäre? Besser nicht! Geben wir das Wort noch einmal Ludwig Uhland, dem großen deutschen Freiheitssänger und Demokraten. Zu einer Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung beschwor er sei-

nen ganz persönlichen Heroen Graf Eberhard von Württemberg mit den Worten:

«Brich denn aus Deinem Sarge, steig aus dem düstern Chor
Mit Deinem Heldensohne, Du Rauschebart, hervor!
Du schlugst Dich unverwundlich noch greise Jahr' entlang,
Brich auch durch unsre Zeiten mit hellem Schwertesklang!» ■



Zu bestellen über compact-shop.de. Bild: COMPACT

Der Autor

Jan von Flocken (*1954) studierte Geschichte an der Humboldt-Universität und wurde danach Redakteur bei der Ost-Berliner Tageszeitung *Der Morgen*. Nach der Wiedervereinigung wechselte er 1991 zur *Berliner Morgenpost* und 1996 zu *Focus*. Seit 2005 ist er als freier Autor tätig und schreibt seit der ersten Ausgabe von COMPACT regelmäßig auch für unser Magazin. Im Jahre 2012 hatte er mit einem Referat zur Konvention von Taurroggen – die den Übergang der Preußen vom Bündnis mit Napoleon zur Allianz mit Russland einleitete – einen umjubelten Auftritt auf der 1. Souveränitätskonferenz unserer Zeitschrift. Weitere Vorträge von ihm finden sich auf unserem Youtube-Kanal COMPACTTV.

Von Flocken profilierte sich zu Beginn der 1990er Jahre mit einer journalistischen Aufarbeitung des DDR-Unrechts und der Folgen für die Opfer des SED-Systems. Aufsehen erregte im Februar 1990 sein Bericht über das vom sowjetischen Geheimdienst NKWD eingerichtete KZ Ketschendorf und den Waldfriedhof Halbe. Für seinen Beitrag zur «Aufdeckung und Behandlung von Menschenrechtsverletzungen durch die DDR-Justiz» erhielt er im Folgejahr, zusammen mit Michael Klonovsky und Erwin Jurtschitsch, den Wächterpreis der deutschen Tagespresse.

Der Historiker recherchierte und veröffentlichte insgesamt 16 Bücher zu Ereignissen der Geschichte. Sein Werk über Königin Luise war 1989 das erste, das in der DDR zu diesem Thema erschien. Es folgten Publikationen über Katharina die Große und prominente Feldherren der Weltgeschichte. Seine neueren Bücher erschienen im Verlag Kai Homilius. ■



Jan von Flocken. Foto: COMPACT

COMPACT Impressum ©

Herausgeber & Verlag

COMPACT-Magazin GmbH
Geschäftsführer Kai Homilius
Am Zernsee 9, 14542 Werder (Havel)
E-Mail verlag@compact-mail.de
Website www.compact-online.de

Vertrieb, Bestellungen, Abo-Betreuung

Fon 03327-5698611
Fax 03327-5698617
E-Mail vertrieb@compact-mail.de

Bankverbindung COMPACT-Magazin GmbH

Mittelbrandenburgische Sparkasse
BIC: WELADED1PMB
IBAN: DE74 1605 0000 1000 9090 49

COMPACT Redaktion

Französische Str. 12, 10117 Berlin
(Großbriefe und Päckchen an den Verlag)
Fon 030-20188322
Fax 03327-5698617
E-Mail redaktion@compact-mail.de

Chefredakteur Jürgen Elsässer (V.i.S.d.P.)

Chef vom Dienst Martin Müller-Mertens

Cover Iris Fischer

Fotoquelle Cover
picture alliance / akg-images
Layout/Bild Steffen Jordan
Infografik Steffen Jordan

Anzeigenakquise

E-Mail anzeigen@compact-mail.de

Gedruckt in Deutschland

Redaktionsschluss

24.10.2017



compact-online.de

Worauf wir stolz sein können

COMPACT-Historiker Jan v. Flocken mit einem unterhaltsamen Spaziergang durch unsere Geschichte

COMPACT Geschichte ^C

^C MAGAZIN FÜR SOUVERÄNITÄT

COMPACT-Geschichte Nr. 1 | 8,80 EUR (D) · compact-online.de



Bestellung unter shop@compact-mail.de · FAX 03327-569 86 17 · compact-shop.de

Zschäpe schuldig, Trump böse, Merkel gut?

In der COMPACT-Edition finden Sie Originaldokumente, welche die Propaganda erschüttern.



Unsere großen und kleinen schwarzen Editionen im praktischen Format
Bestellung unter shop@compact-mail.de oder 03327-5698611, per FAX 03327-5698617
Im Webshop: compact-shop.de